

STAHL-ZEITEN

70 GESCHICHTEN
aus

70 JAHREN

Unternehmensgeschichte
ArcelorMittal Eisenhüttenstadt



ArcelorMittal

STAHL-ZEITEN

70 Geschichten aus
70 Jahren Unternehmensgeschichte
ArcelorMittal Eisenhüttenstadt



ArcelorMittal

IMPRESSUM

Herausgeber: ArcelorMittal Eisenhüttenstadt GmbH
15888 Eisenhüttenstadt
eisenhuettenstadt.arcelormittal.com

Konzept, Text: Dr. Herbert Nicolaus

Fotos: ArcelorMittal Eisenhüttenstadt, Ramona Behrend, Bernd Geller

Gesamtherstellung: O.K. Werbeagentur, Eisenhüttenstadt

Eisenhüttenstadt, November 2020

Ein Unternehmen schreibt Geschichte

In diesem Jahr begeht ArcelorMittal Eisenhüttenstadt sein 70-jähriges Jubiläum.

Als am 18. August 1950 mit dem legendären ersten Axthieb die erste Kiefer gefällt wurde, um Platz für das Eisenhüttenkombinat Ost (EKO) und eine neue Stadt zu schaffen, begann eine in Deutschland einmalige Geschichte. Eisenhüttenstadt ist mehr als nur ein bedeutender Stahlstandort im Osten Deutschlands. In zwei unterschiedlichen politischen Systemen haben sich Werk und Stadt bis heute behauptet – als Industriestandort, der durch Stahl entstand und mit Stahl gewachsen ist. Dabei waren in all den Jahren die Geschichte des Werkes und die zeitgeschichtlichen Prozesse deutscher Geschichte aufs engste miteinander verwoben. Diese besondere Konstellation macht die Geschichte von ArcelorMittal Eisenhüttenstadt so einzigartig, vielschichtig und spannend.

Das Eisenhüttenkombinat Ost (EKO), wie das Unternehmen lange Jahre hieß, ist ein Kind des Kalten Krieges und der Teilung Deutschlands. Die SED-Führung beschließt im Juli 1950 den Aufbau einer eigenen leistungsfähigen Eisen- und Stahlindustrie als Basis für die sozialistische Industrialisierung. Ein Jahr später produziert der erste von insgesamt sechs Hochöfen Roheisen. In den nachfolgenden Jahrzehnten werden Werk und Stadt zum Symbol für den sozialistischen Aufbau im Osten Deutschlands, sozialistische Musterstadt und Zentrum der DDR-Metallurgie. Jedoch bleiben beide zu DDR-Zeiten aufgrund von Brüchen und Rückschlägen unvollendet.

Nach der Wiedervereinigung Deutschlands 1990 treten Werk und Stadt erneut in das Rampenlicht deutscher Geschichte. Der Erhalt von EKO Stahl wird zum Akt mit historischer Symbolkraft: diesmal für die erfolgreiche Transformation eines DDR-Großbetriebes von der Plan- in die Marktwirtschaft.

Heute ist ArcelorMittal Eisenhüttenstadt ein integriertes Hüttenwerk, in dem auf modernen Anlagen aus Erz hochwertiger Qualitätsstahl produziert wird. Auch die Belegschaft hat sich im Lauf der Zeit gewandelt. Anstatt der vom Neuen begeisterten, aber auch unerfahrenen Hüttenwerker der Aufbaugeneration sind heute hochqualifizierte, kreative Fachleute beschäftigt, die sehr viel von der Seele des Stahls verstehen. Mit den Frauen und Männer der Anfangsjahre eint sie jedoch immer noch Beharrlichkeit, Entschlossenheit und Durchsetzungskraft sowie die Leidenschaft für Stahl, der Stolz auf Traditionen und die Liebe zu ihrer Region. Es sind die Menschen, die bis heute das Besondere dieses Unternehmens ausmachen. In dem Sinne ist ArcelorMittal Eisenhüttenstadt bis heute ein höchst lebendiges Stahlwerk. Seit sieben Jahrzehnten hat es sich an den Wendepunkten seiner Geschichte immer wieder verjüngt sowie allen Widerständen und Rückschlägen die Stirn geboten, hat der Überlebenswille der Belegschaft trotz bedrohlicher Situationen stets ausgereicht, sich selbst neu zu erfinden.

Jubiläen sind Momente, einen Blick zurückzuwerfen. Mit der Broschüre „STAHL-Zeiten“ möchten wir an Geschichten und Geschichte unseres Unternehmens erinnern und Gegenwart damit begreiflicher machen. Dabei lernt man bekannte, weniger bekannte und vielleicht schon vergessene Geschichten, Menschen und Episoden kennen. Es sind Einblicke in die besondere Geschichte eines besonderen Unternehmens. Ein Jubiläum ist aber auch ein Fest. Anlässlich des 70-jährigen Jubiläums von Werk und Stadt waren zahlreiche Feierlichkeiten geplant. Die Corona-Pandemie hat diese verhindert. In Abwandlung des beliebten Spruchs, man solle die Feste feiern, wie sie fallen, werden wir unsere Jubiläumsfest dann feiern, wenn wir es wieder können. Bis dahin empfehlen wir Ihnen die Lektüre dieser Broschüre.

Glück auf!

Geschäftsführung ArcelorMittal Eisenhüttenstadt

DER AUFBAU DES EISENHÜTTENKOMBINATES OST (1950 - 1959)

Die Geschichte des Eisenhüttenkombinats Ost (EKO) beginnt im Sommer 1950. Auf ihrem 3. Parteitag beschließt die SED-Führung den Bau eines integrierten Hüttenkombinates und einer Wohnstadt an der Oder. Der Kalte Krieg und die Teilung Deutschlands hatten die DDR und ihre Wirtschaft von Eisen- und Stahllieferungen aus dem Westen abgeschnitten. Für den Aufbau des Sozialismus benötigt die junge Republik aber eine eigene leistungsfähige metallurgische Basis.

Am 18. August 1950 beginnen der Bau eines riesigen Hüttenkombinates für 12.000 Arbeitsplätze und der Bau einer neuen Stadt. Dieses gewaltige Prestigeprojekt der jungen DDR soll mit eigenen Kräften geschaffen werden und damit die Überlegenheit des Sozialismus demonstrieren. Ein Jahr später liefert der erste von insgesamt sechs Hochöfen das dringend benötigte Roheisen für die DDR-Wirtschaft. Da der Bau von Stahlwerk und Walzstraßen nach dem Volksaufstand vom 17. Juni 1953 eingestellt werden, bleibt das geplante Stahlkombinat unvollendet. Auch die neue Stadt verabschiedet sich mit der Wende im DDR-Bauwesen Mitte der 1950er Jahre von den ehrgeizigen Bebauungsideen von 1953 und vor allem den „nationalen Bautraditionen“. Unter dem Primat des Besser, Billiger und Schneller prägt das industrielle Bauen nun zunehmend das Stadtbild.

Das EKO und die „erste sozialistische Stadt Deutschlands“, die ab Mai 1953 StalinStadt heißt, werden in diesem Jahrzehnt zum Symbol des sozialistischen Aufbaus in der DDR. Dabei paart sich ein ideologisch verklärter Gründungsmythos mit dem berechtigten Stolz der Aufbaugeneration auf das Erreichte.

1950

Am 18. August beginnt mit dem legendären Axthieb der Aufbau des EKO und der Stadt. Das Hüttenkombinat ist Schwerpunkt Nr. 1 des ersten Fünfjahrplans der DDR.

1951

Im Februar wird der Grundstein für die EKO-Wohnstadt gelegt. Der erste Hochofen des EKO geht am 19. September nach nur neun Monaten Bauzeit in Betrieb.

1953

Am 7. Mai erhalten Werk und Stadt den Namen Stalins. Wie im gesamten Land kommt es am 17. Juni auch auf den EKO-Baustellen zu Streikaktionen der Arbeiter gegen die DDR-Regierung.

1954

Mit der Inbetriebnahme des sechsten Hochofens am 11. August und des Kraftwerkes am 1. September geht die Aufbauphase des EKO zu Ende. Anstelle des geplanten integrierten Hüttenkombinats wird lediglich ein Roheisenwerk realisiert.

1955

Am 6. März wird in StalinStadt das Kulturhaus und Kino „Friedrich-Wolf-Theater“ mit einer Aufführung des Deutschen Theaters Berlin von William Shakespeares Komödie „Viel Lärm um nichts“ eröffnet.

Ein neues Werk - eine neue Stadt

Der 18. August 1950 ist ein kalter Sommertag. Mitten in der kargen Heidelandschaft Ostbrandenburgs, zwischen dem Dörfchen Schönfließ und dem Schifferstädtchen Fürstenberg, hat man auf die Schnelle einen Festplatz hergerichtet. Fahnen und Transparente sind in den märkischen Sand gepflanzt. Gegen 10 Uhr tritt der aus Ostberlin angereiste DDR-Industrieminister Fritz Selbmann ans Rednerpult. Auf Beschluss des 3. SED-Parteitag, so berichtet er, wird hier das größte metallurgische Werk der DDR erbaut, das 8 Hochöfen mit 500.000 Tonnen Kapazität, ein Stahlwerk für 280.000 Tonnen Qualitätsstahl und 220.000 Tonnen Massenstein und drei Walzstraßen vorsieht.

Kurz danach stehen hunderte Menschen im Halbkreis vor einer Tafel, auf der der Lageplan des zukünftigen Hüttenkombinates zu sehen ist. Die meisten, die hier stehen und den Erläuterungen des Ministers folgen, sind aus der umliegenden Gegend – Schiffer, Landarbeiter, Glasbläser, Korbflechter, viele Umsiedler darunter, die alle zunächst nur eines begreifen: Hier wird es Arbeit und neue Wohnungen geben. Der Minister spricht von einem riesigen metallurgischen Kombinat mit zwölftausend Arbeitsplätzen und einer neuen Stadt. Beides soll innerhalb von fünf Jahren entstehen.

Man reicht Selbmann eine Axt. Er soll den 1. Axthieb zur symbolischen Eröffnung der Baustelle ausführen. Die Arbeiter bieten ihm eine Wette an, einen Kasten Bier für jeden Hieb. Der Minister willigt ein. Die Krüppelkiefer erweist sich als zäh. Am Ende sind es zwei Dutzend Kästen. Nach dem Staatsakt beginnt für zweihundert Männer und Frauen der erste Arbeitstag auf der EKO-Baustelle.



DDR-Minister Fritz Selbmann erläutert am 18. August 1950 die Pläne zum Aufbau des Hüttenkombinates Ost.

Die Suche nach einem Standort

Die Idee für ein eigenes Hüttenkombinat im Osten Deutschlands gibt es bereits vor der deutschen Teilung. Ende 1948 wird der Direktor des Instituts für Eisenhüttenkunde an der Bergakademie Freiberg, Professor Ernst Diepschlag, beauftragt, ein entsprechendes Konzept zu erarbeiten. Im Januar 1949 liegt der Plan für ein gemischtes Hüttenwerk, bestehend aus Hochöfen sowie Stahl- und Walzwerk, vor. Dieses soll bei Magdeburg errichtet werden. In den folgenden Monaten steht neben der technischen Konzipierung die Standortwahl im Mittelpunkt der Planungen. Als besonders schwierig erweist sich die Frage nach der Herkunft der Rohstoffe, insbesondere des Eisenerzes, da davon die Wahl des Standortes entscheidend abhängt. Aufgrund des westlichen Handelsembargos sind Rohstofflieferungen aus dem Westen nicht möglich. Magdeburg-Rothensee und Brandenburg an der Havel werden aus unterschiedlichen Gründen verworfen. Bis Ende 1949 stehen nur noch zwei Standorte zur Wahl, ein Küstenwerk bei Ückermünde am Oderhaff und ein Werk nordöstlich von Berlin am Finowkanal. Beide liegen günstig zu den reichen Erzvorkommen in Schweden. Anfang 1950 kommt ein dritter Standort in die Auswahl: Fürstenberg an der Oder. Initiator dieses Vorschlages ist der damalige stellvertretende DDR-Ministerratsvorsitzende Walter Ulbricht. Bei einer hochkarätigen Expertenrunde im Ministerrat schlägt er mit einer ungewöhnlichen Sichtweise die anderen Kandidaten aus dem Rennen. Auf einer Landkarte bestimmt er mit einem Zirkel die Gegend mit der größten Entfernung zu anglo-amerikanischen Luftwaffenbasen im Westen Deutschlands. „Also bis hierher sind es 15 Minuten Luftwarnzeit“, stellt er fest. Der anvisierte Punkt liegt südlich von Frankfurt an der Oder. „Also damit das klar ist, dort und nirgendwo anders bauen wir ein Hüttenkombinat. So modern, wie es Ihnen vorschwebt. Fünfzehn Minuten sind schließlich genug Zeit, um einen Angreifer in der Luft zu vernichten.“



Walter Ulbricht verkündet am 22. Juli 1950 auf dem 3. SED-Parteitag den Bau eines Eisenhüttenkombinates und einer dazugehörigen Wohnstadt am Standort Fürstenberg/Oder.

Aufbau aus eigener Kraft

Das Angebot der renommierten west-deutschen Hochofenbauer der Gute-Hoffnung-Hütte in Oberhausen, das neue Hüttenkombinat zu errichten, lehnt die DDR-Regierung Mitte 1950 mit der Begründung ab, zwei Jahre Bauzeit seien dafür zu viel. Man will es schneller und aus eigener Kraft schaffen, zumal angesichts des westlichen Stahlebargos eine solche Offerte kaum realistisch ist.

In der Folge erweist sich diese Aufgabe – insbesondere die Projektierung der Hochöfen – als äußerst kompliziert, da es in der DDR dafür kaum Fachleute gibt. Nach langer Suche greift man auf das Projekt des so genannten Einheitshochofens von Georg Bulle zurück, dessen Konstruktion 1944 in der Mai-Ausgabe des Fachblattes „Stahl und Eisen“ ausführlich beschrieben wurde. Ursprünglich war dieser Hochofentyp für die faschistische Nachkriegsproduktion in der besetzten Ukraine bestimmt. So stützen sich die Konstrukteure des ersten in der DDR projektierten Hochofens auf ein Projekt aus der Nazizeit, das „alle neuzeitlichen Erkenntnisse über die Vorgänge im Hochofen und Erfahrungen im Hochofenbau und -betrieb“ geballt zusammenfasste. Bis 1955 entstehen im EKO sechs Hochöfen gleichen Typs.

Am 10. April 1951 ist auf der EKO-Baustelle Richtfest für den ersten Hochofen.



EKO im Machtkalkül Stalins



Als Ende 1950 auf der EKO-Baustelle die Grundsteinlegung des ersten Hochofens näher rückt, wird auf Geheiß der SED-Führung ein Transparent mit der Inschrift aufgestellt: „WIR BAUARBEITER WISSEN, DASS WIR DAS EISENHÜTTENKOMBINAT OST NUR IN FREUNDSCHAFT ZUR SOWJETUNION AUFBAUEN KÖNNEN.“ Diese Losung ist zu diesem Zeitpunkt jedoch eher ein propagandistischer Wunsch, als tatsächliche Realität. Die DDR-Regierung hofft auf ähnliche Unterstützung, wie sie die Sowjetunion zur gleichen Zeit im polnischen Nowa Huta leistet. Hier bearbeitet in Moskau „eine Gruppe von ausgezeichneten Sachverständigen den Konstruktionsentwurf für das neue Hüttenwerk, und die sowjetische Industrie produziert moderne Einrichtungen und Maschinen, die die polnische Industrie noch nicht herstellen kann.“ Das EKO erhält diese Hilfe nicht. Stalin setzt 1950 auf eine gesamtdeutsche Lösung, bei der für ihn der Aufbau eines neuen Hüttenkombinates an der Oder zusätzlich zu den bestehenden viel größeren Stahlwerken an Rhein und Ruhr eine unnötige Kraftanstrengung ist. Insofern beschränkt sich die sowjetische Einflussnahme in den beiden ersten Aufbaujahren des EKO auf die Funktion als Besatzungsmacht und Lieferant von Eisenerz.

Erst im Jahr 1952 ändert sich die Haltung Moskaus. Nach der Ablehnung der Westmächte auf die Intentionen Stalins zu einer gesamtdeutschen Verständigung werden die Ausrichtung der DDR nach sowjetischem Muster und damit die weitere Spaltung Deutschlands vorangetrieben. Nun erhält auch die Hilfe der Sowjetunion für das EKO eine neue Qualität. Im März 1952 kommen Georgi F. Michailewitsch und Alexander A. Shulgin an die Oder und helfen, die Kinderkrankheiten der ersten Hochöfen zu beseitigen.

Der Aufbau des EKO wird von Anfang an als Symbol der deutsch-sowjetischen Freundschaft und als „Beispiel für die freundschaftliche Hilfe der Völker des Friedenslagers“ stilisiert: „Deutsche Arbeiter verhütten hier mit Kohle aus der Volksrepublik Polen sowjetisches Erz für die Industrie der DDR.“

Grundsteinlegung des ersten Hochofens

Der erste Tag des Jahres 1951 ist bitterkalt. Trotzdem drängen sich Hunderte Arbeiter, Gäste und Schaulustige auf der EKO-Baustelle, um der Grundsteinlegung für den ersten Hochofen beizuwohnen. Knapp vier Monate nach der feierlichen Eröffnung ist ein Großteil des 17 km² großen Baugeländes bereits gerodet und geplant. Auf den 200 EKO-Baustellen sind mittlerweile etwa 2000 Frauen und Männer beschäftigt. Sie bauen Straßen und Gleisanlagen, heben Fundamente aus und verlegen Rohrleitungen.

Der harte Winter stellt die Erbauer des Hüttenkombinates jedoch vor besondere Herausforderungen. Bei Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkt wird der Sockel für den Hochofen gegossen. Auf offenen Reisigfeuern erwärmt man das Wasser für den Beton, fertige Abschnitte werden mit Strohmatte abgedeckt. Trotz dieser Widrigkeiten gelingt es, den ersten wichtigen Aufbautermin zu halten. Die Grundsteinlegung des ersten Hochofens am 1. Januar 1951 im Beisein von Minister Fritz Selbmann ist die erste Maßnahme des VEB Eisenhüttenkombinates Ost, Fürstenberg/Oder, als selbständiger Betrieb.



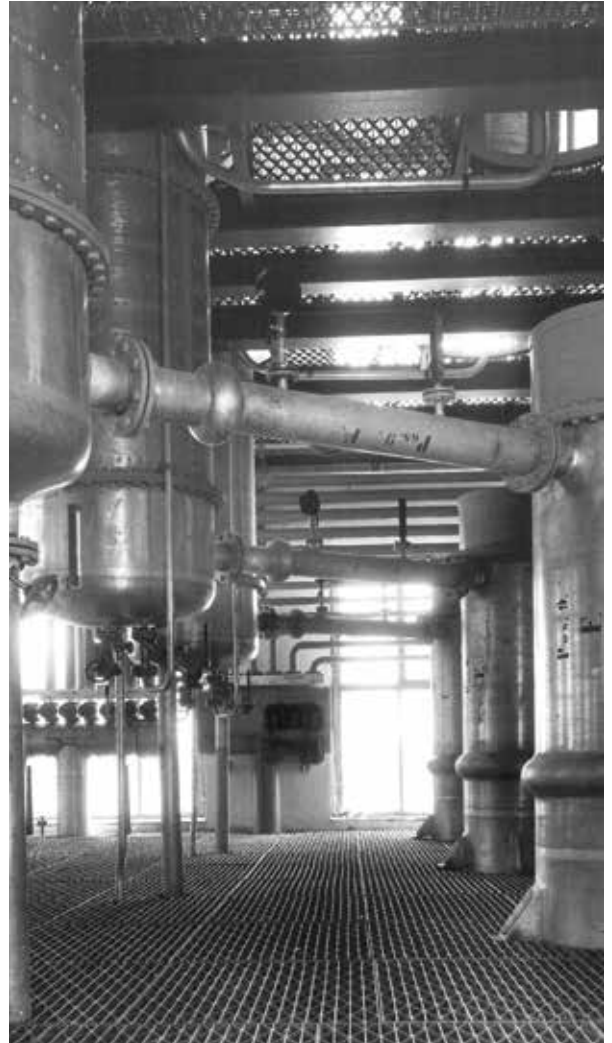
Unter dem Banner mit der Aufschrift „Stahl – Brot – Frieden“ versenken Minister Fritz Selbmann (r.) und sein Hauptabteilungsleiter für die Eisenindustrie Heinrich Maximilian Kraemer eine Kassette aus nichtrostendem Stahl im Fundament des ersten Hochofens.

„Wo einst nur Sand und Kiefern waren ...“

1951 ist für den Schriftsteller Rudolf Leonhard die Gegend, in der das EKO entsteht, ein „vergeßner Winkel“ und „die Republik sei es, die sich seiner erinnert, ja die ihn entdeckt habe“. Er begründet damit die Legende von der unberührten Region, die erst im Sozialismus zum Leben erweckt wird. Mit der Eingangsstrophe „Wo einst nur Sand und Kiefern waren...“ aus der Kantate „Eisenhüttenkombinat Ost“ wird dieser Mythos offiziell und damit die wahre Vergangenheit auf Jahre verschleiert.

Tatsächlich ist die Gegend um Fürstenberg bereits vor der DDR-Gründung ein Industriestandort. Insbesondere vor und im 2. Weltkrieg setzt eine umfangreiche Industrialisierung ein. Der IG Farben-Konzern plant die Errichtung einer von mehreren Buna-Fabriken zur Herstellung von Synthetikkautschuk. Der Aufbau eines chemischen Zentralwerkes der Degussa AG läuft seit 1940 auf Hochtouren. Ende 1943 werden hier die ersten Formaldehyd-einheiten produziert. Die Zentralmolkerei Guben baut eine Filiale in Fürstenberg und die Luise-Schiffahrtsgesellschaft eröffnet eine neue Werft. Kriegswichtige Rüstungsbetriebe werden in den Kriegsjahren aus Berlin umgesiedelt, wie die Argus-Motorenwerke und die Rheinmetall-Borsig AG. Unter dem Namen „Oder Gerätebau AG“ werden Flugzeugbordlafetten und automatische Waffen hergestellt. Die Märkischen Elektrizitätswerke betreiben Kohlegruben und bauen bis zum Ende des Krieges ein funktionsfähiges Kraftwerk in Vogelsang. In der Glashütte werden abgeschossene Flugzeuge für die Aluminiumhütte in Finkenheerd demontiert. Im Neuen Hafen entsteht ein Stichkanal zum Oder-Spree-Kanal, der der Wehrmacht als Umschlaghafen und als Natursteinlager dient. Hier stapeln sich die Granitblöcke für die Feldherrenhalle der zukünftigen „Welthauptstadt Germania“.

Die Arbeitskräfte für diese rüstungswirtschaftliche Industrie sind fast ausschließlich ausländische Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge. Seit 1939 existiert das Kriegsgefangenenlager „M Stalag IIIB“, wo in Spitzenzeiten über 40.000 Kriegsgefangene aus elf Staaten, u.a. aus den USA, Frankreich, der UdSSR, Italien, Belgien, Polen und Großbritannien untergebracht sind. Entsprechend der Rassenideologie der Nazis werden diese Gefangenen ungleich behandelt. Insbesondere die sowjetischen Soldaten leben unter barbarischen Verhältnissen. Mehr als 4000 von ihnen überleben die unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen im Lager nicht. Im Außenlager Fürstenberg des Konzentrationslagers Sachsenhausen sind bis zu 650 Häftlinge, wie viele davon überleben, ist nicht bekannt.



Die Degussa AG aus Frankfurt/Main errichtet ab 1940 bei Fürstenberg einen großen Chemiestandort, der aber aufgrund des 2. Weltkrieges nie vollendet wird. Innenansicht der Formaldehydanlage, August 1944.

Inbetriebnahme des ersten Hochofens

Der 19. September 1951 ist ein trüber Spätsommertag. Seit Wochen hat jeder im EKO auf diesen Tag hingearbeitet. Das Telefon im Werkleiterzimmer steht nicht still. Das Ministerium in Berlin will wissen, ob der Termin gehalten werden kann. Eine Verschiebung wird nicht akzeptiert. Mitarbeiter des EKO sind im ganzen Land unterwegs, um noch fehlende Ausrüstungen für den Hochofen zu beschaffen. Auf den Baustellen herrscht geschäftiges Treiben. Die Stahlbauer, Bauarbeiter und Monteure arbeiten bis zur Erschöpfung. Da Bauteile fehlen, muss vieles improvisiert werden.

Um 9 Uhr versammeln sich einige tausend Hüttenwerker, Bauleute und Gäste auf dem provisorisch hergerichteten Kundgebungsplatz vor dem Hochofen I. Minister Fritz Selbmann wird später in seinen Erinnerungen berichten: „Auf dem Werkgelände war aus ungehobelten Brettern eine riesige Tribüne errichtet worden, auf der die geladenen Ehrengäste saßen: Minister und Parteiführer, Abgeordnete und Delegationen aus allen Zulieferbetrieben. Otto Grotewohl hielt eine glänzende Rede – glänzend wie immer –, er feierte die Erbauer dieses ersten Ofens und damit den ersten Teilabschnitt des neuen Werkes. Ich war froh, dass er in seiner Rede nicht auch mich erwähnte, denn ich saß mit schlechtem Gewissen unmittelbar in seiner Nähe an dem langen Tisch auf der Ehrentribüne. Ich wagte während der Festrede nicht zum Ofen hinüberzusehen, denn ich wusste ja, was dort nicht in Ordnung war, und ich hatte das Gefühl, dass wir ein großes Fest begingen mit einer Lüge, einer kleinen lässigen Sünde zwar, die aber doch eine Täuschung der festlich gestimmten Massen war. Dann übergab Otto Grotewohl einem jungen Pionier die Fackel. Dieser Junge rannte hinüber zum Ofen und hielt die Flamme in das noch offene Ofengestell, und einige Sekunden später stieg aus dem Teil der Gichtanlage, an dem eigentlich das Hosenrohr sitzen, sollte tiefschwarzer Qualm. Die versammelte Menschenmenge brach in begeisterten Jubel aus, da sie sicherlich meinte, der ausströmende schwarze Rauch sei der Beweis dafür, dass der Hochofen nun fertig wäre. Das Gegenteil war natürlich der Fall, denn an sich hätte bei geschlossener Rohranlage kein schwarzer Rauch aufsteigen können, aber nur ich und einige Vertraute wussten, dass im letzten Augenblick über den Holzstoß im Ofengestell noch ein Fass schwarzen Heizöls geschüttet worden war, worauf die Rauchentwicklung zurückzuführen war.“

Der festlichen Stimmung tat dieser Umstand keinen Abbruch. Fast eine Woche lang feiert man die Fertigstellung des ersten Hochofens.



Festakt zur Inbetriebnahme des ersten Hochofens in Anwesenheit von DDR-Ministerpräsident Otto Grotewohl am 19. September 1951.

Experimentierfeld: Sozialistischer Realismus

Künstlerischer Höhepunkt der Inbetriebnahme des ersten Hochofens am 19. September 1951 soll die Uraufführung der Kantate „Eisenhüttenkombinat Ost“ von Ottmar Gerster und Hans Marchwiza sein. Wenige Tage vorher stoppt Minister Fritz Selbmann jedoch diesen Plan. Er befürchtet, die „Leute werden einfach auseinanderlaufen, würden Bockwürste essen und Bier trinken und die Kantate würde einfach untergehen.“ Stattdessen findet ein Platzkonzert der Kapelle der Volkspolizei Potsdam statt. Die Kantate wird am 30. April 1952 in festlichen Rahmen uraufgeführt.

In der DDR, in der gerade der sozialistische Realismus zum Maßstab für Architektur, Kunst und Literatur verordnet worden ist, avanciert die EKO-Kantate mit überhöhtem Pathos und gesungenen Lösungen zum künstlerischen Maßstab für die neue Stilrichtung. Musikwerke, wie die „Stalinstädter Oper“ von Jean Kurt Forest, sowie literarische Bearbeitungen der Aufbaujahre, wie Karl Mundstocks Roman „Helle Nächte“, Hans Marchwitzas „Roheisen“ sowie Paul Wiens Erzählung „Das Kombinat“ und „Mein namenloses Land“ von Joachim Knappe, entstehen in diesen Jahren. Der Aufbau des EKO wird zum Experimentierfeld für den sozialistischen Realismus in der DDR.

Mit seinen Bildern vom Aufbau des EKO gilt der namhafte Maler Oskar Nerlinger als einer der Wegbereiter dieser neuen Kunstrichtung. 1951 verpflichtet er sich, ein Monumentalgemälde zum Thema EKO anzufertigen (es gilt heute als verschollen). Das Neue an dieser Aufgabe ist weniger die künstlerische Gestaltung als vielmehr die Arbeitsmethode. Die Arbeiter werden am Entstehungsprozess beteiligt. Mehrere Wochen des Jahres 1952 verbringt Nerlinger im Werk und in der EKO-Wohnstadt. Dort schafft er eine Vielzahl komplexer Studien, über die er anschließend mit den Arbeitern diskutiert. Er erhofft sich von ihnen „helfende Kritik“ auf dem Weg zu einer neuen, realistischen Kunstsprache. Ende 1952 zeigt Nerlinger seine Studien unter dem Titel „Mit Pinsel und Feder im Eisenhüttenkombinat Ost“ in der festlich geschmückten Turnhalle in Fürstenberg und später auch in Berlin.



Das Ölbild „Abstich am Hochofen I im Eisenhüttenkombinat“ von Oskar Nerlinger wird ab März 1953 bei der Dritten Deutschen Kunstausstellung in Dresden gezeigt. Die Ausstellung gilt als „Durchbruch des sozialistischen Realismus“ in der DDR.

Das erste Eisen fließt

Minister Fritz Selbmann ist an diesem 3. Oktober 1951 gemeinsam mit dem Freiburger Professor Ernst Diepschlag ins EKO gekommen, um beim ersten Hochofenabstich dabei zu sein. Zu viel ist in den letzten Wochen schiefgelaufen, als dass er ruhig in Berlin auf die Nachrichten hätte warten können. Die erste Aussage des Stahlprofessors ist dann auch ernüchternd: „Ja, Herr Minister, es kommt zwar aus dem Hochofen und sieht aus wie Eisen Ich möchte aber lieber keine Analyse machen.“ Resignation und Unverständnis breiten sich aus. Stimmen werden laut, ein „solches Werk ist viel zu kompliziert“. Das Gerücht, der Ofen sei eine Fehlkonstruktion und solle wieder abgerissen werden, macht die Runde.

Die erzeugte Roheisenmenge der ersten Abstiche bleibt weit unter den Erwartungen. Entsprechend der Planungen soll der Ofen wenige Wochen nach dem Anblasen bereits eine Tagesleistung von 360 Tonnen und im Jahr 1952 kontinuierlich 500 Tonnen Roheisen produzieren. Der November vergeht und der Ofen bringt keine hundert Tonnen. Aus den Anfangsbuchstaben der Namen der Schichtmeister Willi Hartmann, Max Wiedner, Helmut Künzel und Hans Preißler formen die Hochöfner den Spruch: „Heute wieder keine Prämie.“ Als die Leistung Anfang Dezember wieder auf zehn Tonnen abfällt, entschließt man sich „nach einer langen Beratung der Werkleitung mit den Ingenieuren und nach vielen Telefongesprächen“ mit dem Ministerium, den Ofen herunterzufahren und zu überholen. Nach dem erneuten Anblasen fließen am 12. Dezember 163 Tonnen und drei Tage später sogar 205 Tonnen Eisen. Der Durchbruch ist dies jedoch noch immer nicht.



Abstich am Hochofen I im November 1951.

Für Fachleute, wie Professor Ernst Diepschlag und Karl-Heinz Zieger aus der Maxhütte, sind diese Anlaufschwierigkeiten „normale Kinderkrankheiten“ eines neuen Hochofens. Sie seien „in erster Linie auf die Beschaffenheit der verhütteten Erze und die mangelhafte Qualität der Koks zurückzuführen.“ Hinzu käme noch die Unerfahrenheit der Belegschaft. Diepschlag verspricht, in einem halben Jahr „werden die Schwierigkeiten vergessen sein.“

Der gescheiterte Schauprozess

Es ist eine handfeste Sensation, als am 18. Januar 1952 der SED-Generalsekretär Walter Ulbricht persönlich auf der Parteikommunalkonferenz im EKO erscheint. Kurz zuvor muss die versammelte Werkleitung der aus Ostberlin angereisten Kommission über die Mängel beim Aufbau des Hochofens Rede und Antwort stehen. Ursprünglich sollte mit dem Anblasen des zweiten Hochofens an diesem Tag ein positives Zeichen gesetzt werden. Bis Mittag kommt es jedoch sowohl am ersten als auch am neuen Hochofen zu Verpuffungen im Staubsack. Ulbricht hat genug. Auf der Parteikommunalkonferenz, die bis 22 Uhr geht, tadelt er die technische Inkompetenz der Hochofen-Konstrukteure und das mangelnde Kultur- und Sozialangebot für die Arbeiter, kritisiert den Baustil der ersten Häuser in der Wohnstadt und die Arbeit des zuständigen Ministeriums. Die SED-Führung sucht Schuldige für dieses Versagen. Die Botschaft von Ulbricht ist unmissverständlich: „Man muss die Frage der größten Wachsamkeit bis zu den Putzfrauen und sonstigen Kollegen stellen und die Saboteure so hart bestrafen, dass sie ihr ganzes Leben daran denken. ... Ihr sollt mal sehen, was hier noch für Ordnung ins Werk kommt. Dabei ist von oben anzufangen.““

Als Hauptverantwortlicher wird Minister Fritz Selbmann ausgemacht. Ulbricht plant insgeheim einen Schauprozess nach stalinistischem Vorbild, einen „Industrieprozess“ gegen die Führungsriege des EKO. Dafür sammelt er Material, lässt sich Berichte schreiben und fingiert Beweise. So erkauft sich der wegen Wirtschaftsvergehen inhaftierte Verleger Hubert Hermanns vom Ministerium für Staatssicherheit seine Freiheit mit einem Gutachten über Fehler bei Planung, Projektierung und Aufbau des EKO. Personendossiers über Fritz Selbmann, Heinrich Maximilian Kraemer, Rudolf Stoof, Ernst Müller, Otto Ringel und Willi Zimmer werden angefertigt. Am 4. Februar 1952 ist die sechzehnseitige Anklageschrift fertig.

Zum Schauprozess kommt es jedoch nicht. Ausgerechnet die auf Bitten Ulbrichts ins EKO gekommenen beiden sowjetischen Spezialisten Michailewitsch und Shulgjin entlasten die vermeintlichen Saboteure. Sie „lobten die Grundkonstruktion des Ofens und erklärten die Probleme aus der völligen Unbedarftheit der zweifellos gutwilligen deutschen Kollegen.“ Ihr Fazit: Für den schlechten Ofengang ist weder ein Saboteur noch der Klassenfeind verantwortlich, sondern vor allem die fehlende Sinteranlage, die Monate zuvor auf Ulbrichts Anweisung aus den Planungen gestrichen wurde.



Otto Ringel, erster Werkleiter des EKO, gehört zu den Angeklagten eines geplanten Schauprozesses der SED. Im Februar 1952 wird er abgesetzt. Die ständigen Beschuldigungen und weitere Erniedrigungen treiben den Volkskammerabgeordneten und Nationalpreisträger aus der Maxhütte in Unterwellenborn 1956 in den Tod.

Hetzjagd auf die „alte“ Intelligenz

Im Januar 1953 erscheint in der SED-Zeitung „Neues Deutschland“ ein Artikel von DDR-Industrieminister Fritz Selbmann. Noch vor wenigen Monaten als vermeintlicher Saboteur selbst im Visier der SED-Führung, wird er nun zu deren willigen Werkzeug. Er übt harsche Kritik an Wissenschaftlern, Konstrukteuren und Ingenieuren und stellt die Frage, „ob sie Saboteure, Diversanten, Schädlinge“ seien. Die Suche nach Schuldigen für die Probleme beim Aufbau des EKO wird zur öffentlichen Hetzjagd. Der bislang von der SED bekundete Respekt vor der bürgerlichen Intelligenz schlägt nun ins Gegenteil um.

Die SED-Führung misstraut zunehmend dem kritischen Geist vieler Wissenschaftler, Techniker und Ingenieure, die den oft überspannten Plänen der Partei mit Skepsis gegenüberstehen. Dabei gehören sie zu den Geburtshelfern des neuen Hüttenkombinates: Heinrich Maximilian Kraemer gilt als einer der wenigen Experten auf dem Gebiet der Metallurgie in der DDR. In seiner Funktion als Hauptabteilungsleiter in der Deutschen Wirtschaftskommission hat er die Idee zum Aufbau eines Hüttenkombinates. Rudolf Stooß, ein erfahrener Walzwerker, ist seit August 1950 EKO-Chefprojektant und hat maßgeblichen Anteil an der Projektierung und Gesamtplanung. Ernst Müller ist federführend an der Konstruktion der ersten Hochofengeneration beteiligt. Willi Zimmer, ein Fachmann für Hochofen und ausgezeichneter Techniker, ist erster Hochofenchef im EKO.



Sie alle werden von der SED-Spitze zu Sündenböcken der Aufbauprobleme, beschimpft und gedemütigt. So äußert der technische Direktor Horst König intern, er „würde lieber heute als morgen sein Arbeitsverhältnis lösen“. Ähnliche Aussagen sind auch von anderen Ingenieuren wie Karl-Heinz Zieger, Karlrolf Arenbeck und Ernst Altmeyer überliefert. Im Ministerium wird offen darüber gesprochen, dass „König und Zieger ... schon in zwei Jahren auf den Misthaufen der Geschichte landen“ werden. Im April 1955 flieht Horst König, nachdem die Angriffe gegen ihn immer unerträglicher werden und er um sein Leben bangen muss, in den Westen.

Horst König, technischer Direktor, Hochofenchef Karl-Heinz Zieger und Werkleiter Adolf Buchholz im April 1952.

Der 17. Juni 1953

Am 24. Juni 1953 erscheint die Betriebszeitung „Unser Friedenswerk“ unter dem Titel „Das Ende der faschistischen Provokation“. Damit folgt man der SED-offiziellen Darstellung des Aufstandes vom 17. Juni als „faschistischer Putschversuch“. In der EKO-Betriebsgeschichte von 1973 wird die Situation an diesem Tag so beschrieben: „Als Provokateure, insbesondere unter den Bauarbeitern, versuchten, die Hochöfen stillzulegen, gaben die Schmelzer ihnen zu verstehen: ‚Wer die Treppe zur Abstichbühne hochkommt, fliegt in die Eisenpfanne ...‘ ‚Das sind unsere Öfen, hier wird nicht gestreikt!‘“ Der Mythos von den „Roten Hochöfnern“ ist geboren und wird ideologisch hochstilisiert. Die Ereignisse dieser Junitage zeigen jedoch ein vielschichtiges Bild.

Das Eisenhüttenkombinat gehört nicht zu den Zentren des Arbeiteraufstandes. Trotzdem folgen am 17. Juni 1953 Tausende, vor allem Bauarbeiter, dem Aufruf zum Generalstreik. Sie legen ihre Arbeit nieder und ziehen durch das Werk. Immer wieder fordern sie die Hüttenwerker auf, ihnen zu folgen. Bis auf wenige Ausnahmen bleiben diese jedoch an ihren Arbeitsplätzen. Dass die Hochöfner sich nicht anschließen, ist vor allem Ausdruck ihrer besonderen Beziehung zu den Öfen. Sie wissen um die Folgen einer Unterbrechung des Ofenganges. Dazu kommt, dass die sozialen Belastungen für die Hüttenwerker nicht so drückend sind, wie die der Bau- und Montagearbeiter. Für viele Hochöfner sind zwar die sozialen Forderungen der Streikenden durchaus berechtigt, aber ihre Hochöfen lassen sie nicht in Stich.

Am Nachmittag zieht der Demonstrationzug nach Fürstenberg. Auf dem Marktplatz vor dem Sitz der SED-Kreisleitung beginnt eine Protestkundgebung. Es kommt zu Provokationen, Streikende stürmen das Parteihaus und die Situation spitzt sich zu. Kurz darauf beenden sowjetische Panzer die Kundgebung.

An den nächsten Tagen finden in Stalinstadt noch vereinzelte Streikaktionen statt. Im Werk sorgt die Anwesenheit von sowjetischem Militär für Ruhe. Monatelang versucht die SED, eine „faschistische Untergrundbewegung“ im Hüttenkombinat zu „enttarnen“. In den folgenden Prozessen werden auch Werksangehörige zu Haftstrafen verurteilt.



Offizielle Demonstration durch Stalinstadt gegen die „Provokateure“ des 17. Juni am 8. Juli 1953. Im gesamten Land organisiert die SED Aufmärsche mit der „die Werktätigen ihr Vertrauen zur Partei- und Staatsführung“ bekunden sollen.

Strom aus Gas

Am 1. September 1954 geht mit über einem Jahr Verspätung die erste 25-Megawatt-Turbine des Industriekraftwerkes des Eisenhüttenkombinates ans Netz. Es gehört bei seiner Inbetriebnahme neben dem Kraftwerk in Calbe/Saale – das das Gichtgas des Hüttenkombinates West verwertet – zu den ersten neu erbauten Kraftwerken der DDR.

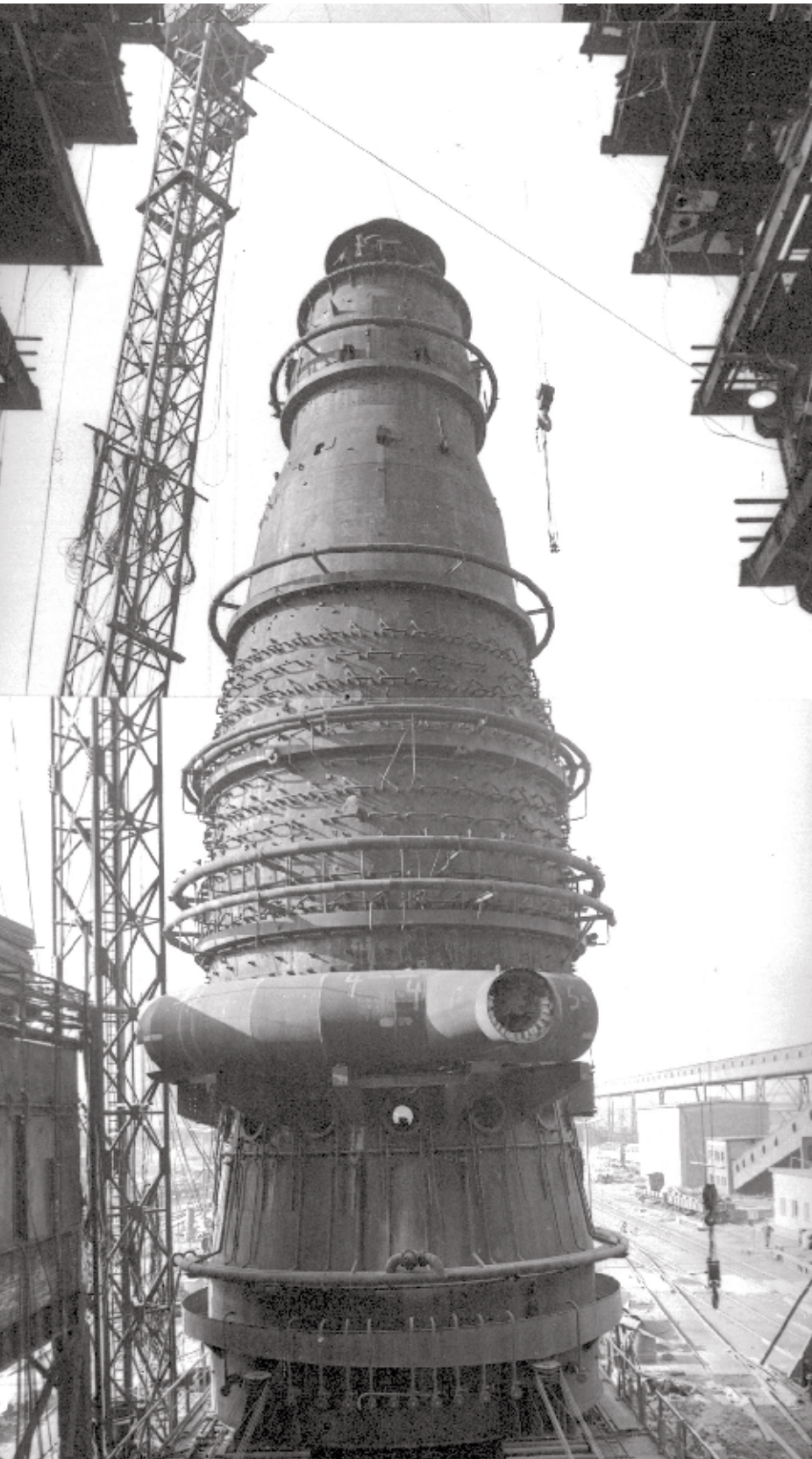
Als im Sommer 1950 der Aufbau des EKO verkündet wird, ist ein Kraftwerk nicht geplant. Erst ein Jahr später, im Juni 1951, wenige Wochen vor Inbetriebnahme des ersten Hochofens, taucht das Projekt Kraftwerk auf. Der Grund ist die Forderung der DDR-Regierung, alle Nebenprodukte, die beim metallurgischen Prozess anfallen, „der Volkswirtschaft als brauchbare Produkte zuzuführen“. Ein solches Nebenprodukt ist das Gichtgas. Um es für die Erzeugung von Strom und Heizenergie zu nutzen, braucht man ein Kraftwerk. Im August 1952 liegen die ersten Planungen vor und im Januar des darauffolgenden Jahres beginnen die Bauarbeiten. Über zwei Jahre dauert die Projektierung, immer wieder verzögert durch neue Entscheidungen und Änderungen in der Planung. Kurz nach der Inbetriebnahme der ersten Turbine geht auch der zweite Stromerzeuger ans Netz. Bis der Kraftwerksbetrieb jedoch mit voller Leistung läuft, vergehen noch Monate.

Mit Abschluss der ersten Ausbaustufe 1955 erzeugen im Kraftwerk sechs Kessel und drei Turbinen mit einer Leistung von 75 Megawatt elektrische Energie und beliefern das gesamte Eisenhüttenkombinat und das öffentliche Netz der Stadt mit Strom. Am 1. Januar 1955 wird das neue Kraftwerk eine eigenständige Betriebsabteilung. Ab den 1960er Jahren bildet es - bis zur Ausgliederung der Vulkan Energiewirtschaft GmbH 1995 - den Bereich Energie im EKO.



Das Kraftwerk des Eisenhüttenkombinates ist bei seiner Inbetriebnahme im Jahr 1954 das modernste Industriekraftwerk der DDR.

Die Idee vom „rollenden“ Ofen



Im Sommer 1956 stößt der Ingenieur Karl Hofmann auf die deutsche Übersetzung eines sowjetischen Fachbuches über die Schnellreparatur von Hochöfen. Bei ihm reift der Gedanke, diese Methode auch im EKO umzusetzen. Als Reparaturleiter weiß er, dass die Generalreparatur eines Hochofens bis zu 118 Tage dauert und man mit jedem Tag Stillstand 500 Tonnen Roheisen verliert. Mit anderen Experten tüftelt er nun intensiv an der Idee vom „rollenden“ Hochofen. Er ist fest davon überzeugt, dass es möglich ist, einen Hochofen komplett mit Ausmauerung und Aufbauten bewegen zu können. Zunächst versuchen sie es 1959 mit der sowjetischen Methode. Neben dem noch produzierenden Hochofen II montiert man einen neuen Hochofenpanzer, 12 Meter hoch und 120 Tonnen schwer. Über dick mit Schmierseife eingefettete Stahlträger wird der neue Panzer auf seinem Platz gezogen. Doch Karl Hofmann und seine Kollegen wollen mehr. 1961 wird der vormontierte Hochofen IV mit einer Höhe von mehr als 20 Meter und einem Gewicht von 1200 Tonnen über eine stabile Brückenkonstruktion auf seinen neuen Standort gebracht.

In den Folgejahren wird diese Technologie weiter vervollkommen. Ende der 1960er Jahre sind die Reparaturbrigaden in der Lage, einen voll ausgemauerten Ofenriesen mit allen Rohrleitungen und einem Gewicht von 2400 Tonnen auf fünf Millimeter genau an seinen Standort einzufahren. Nun benötigt man für die Reparatur eines Hochofens nur noch 40 Tage.

Einfahrt des 2100 Tonnen schweren und 37 Meter hohen vormontierten Hochofen V am 19. September 1968.

Auf den „Höhen“ der Kultur

„In Staat und Wirtschaft ist die Arbeiterklasse bereits der Herr. Jetzt muss sie auch die Höhen der Kultur stürmen und von ihr Besitz ergreifen.“, verkündet Walter Ulbricht auf dem 5. SED-Parteitag im Juli 1958 und markiert damit den Beginn der „sozialistischen Kulturrevolution“ in der DDR. Die Kulturschaffenden sollen endlich die „Kluft zwischen Kultur und Leben“ überwinden und am Alltag der Arbeiter teilnehmen. Im EKO entsteht unter der Leitung des Lyrikers Helmut Preißler ein Zirkel „Schreibender Arbeiter“. Im Oktober 1959 wird ein Arbeitertheater gegründet. Das EKO-Ensemble mit Chor, Tanzgruppe, Orchester und Fanfarenzug existiert bereits seit 1952. Über 500 Arbeiter und Angestellte des EKO sind 1958 in verschiedenen Volkskunstgruppen aktiv.

Höhepunkt dieser künstlerischen Aktivitäten ist das Hüttenfestspiel im Jahr 1960. Anlässlich des zehnjährigen Bestehens von Werk und Stadt wird im August über eine ganze Woche gefeiert. In freiwilligen Einsätzen hatten Werksangehörige und Bürger der Stadt in den Diehloer Bergen eine Freilichtbühne für 3500 Zuschauer errichtet.

Zur Einweihung am 13. August 1960 wird das Massenfestspiel „Blast das Feuer an“ vor 3000 Besuchern auf den Bänken und mit 2000 Mitwirkenden auf der Bühne uraufgeführt. Abend für Abend klingt es täglich ab 20 Uhr von den Diehloer Bergen weithin hörbar: „Wir sind die Ofenbrigade, blast das Feuer an.“ In Szenenfolgen werden der Aufbau des Werkes und der Stadt thematisiert und die „Sieghaftigkeit des Sozialismus“ demonstriert - zweieinhalb Stunden gesungene und gesprochene Agitation.

Am 21. August 1960 widmet das neue Medium Fernsehen dem Jubiläumereignis eine eineinhalbstündige Sendung. In einer Szenenfolge des Massenfestspiels wird der Geburtstag mit internationalen Gästen nachgefeiert. Durch das Programm führt der DDR-bekannte Schauspieler Günter Simon.

Blick vom beliebten Ausflugslokal „Diehloer Höhe“ auf die Stadt und das Werk im Jahr 1958.



DER NEUE RIESE AN DER ODER (1960 - 1969)

Die 1960er Jahre beginnen mit dem Massenfestspiel „Blast das Feuer an“, einer groß inszenierten Rückschau über den Aufbau von Werk und Stadt. Nach zehn Jahren sind jedoch viele der ambitionierten Ideen und Projekte der Aufbaujahre nicht realisiert. Aus dem Traum wurde Wirklichkeit. Das EKO liefert nur Roheisen und die „erste sozialistische Stadt Deutschlands“ nimmt Abschied von den Idealen der Aufbauzeit, wird zur „jungen Stadt am alten Fluss“. Werk und Stadt bleiben unvollendet. Dem EKO fehlen Stahlwerk und Walzstraßen, der Stadt eine Mitte mit zentralem Platz und einer repräsentativen Magistrale.

Am Anfang des Jahrzehnts verlieren Werk und Stadt ihre symbolträchtigen Namen, werden entpolitisiert und stehen vor neuen Herausforderungen. Die Leninallee, Eisenhüttenstadts neue Hauptstraße mit markanten Punkthäusern, Kaufhaus, Autosalon und Hotel, manifestiert modernen, an den internationalen Leitbildern orientierten Städtebau. Im EKO nehmen Pläne, den metallurgischen Kreislauf zu schließen, neue Fahrt auf, diesmal mit Zustimmung und Unterstützung der Sowjetunion. Um deren Interessen entgegenzukommen, wird 1968 zunächst ein Kaltwalzwerk in Betrieb genommen. Der „neue Riese an der Oder“ produziert nun kaltgewalzte Bänder und Bleche aus Stahl. Die Pläne für den Bau eines Stahl- und Warmwalzwerkes werden am Ende des Jahrzehnts erneut gestoppt.

1961

Die Entstalinisierung erreicht verspätet auch die DDR. Das Werk heißt wieder Eisenhüttenkombinat Ost und aus Stalinstadt, Fürstenberg und Schönfließ wird Eisenhüttenstadt.

1965

In Eisenhüttenstadt entsteht östlich der Insel der sechste Wohnkomplex, vornehmlich für die Beschäftigten des künftigen Kaltwalzwerkes.

1967

Ein Jahr vor Vollendung des Kaltwalzwerkes beschließt der DDR-Ministerrat am 28. August den Abbruch der Arbeiten am Stahl- und Warmwalzwerk im EKO.

1968

Am 28. Juni wird nach drei Jahren Bauzeit das Kaltwalzwerk mit sowjetischer Hilfe in Betrieb genommen.

1969

Als Teil einer Wirtschaftsreform wird das EKO Stammbetrieb des Bandstahlkombinates. Ihm gehören sieben weitere metallurgische Betriebe in der gesamten DDR an.

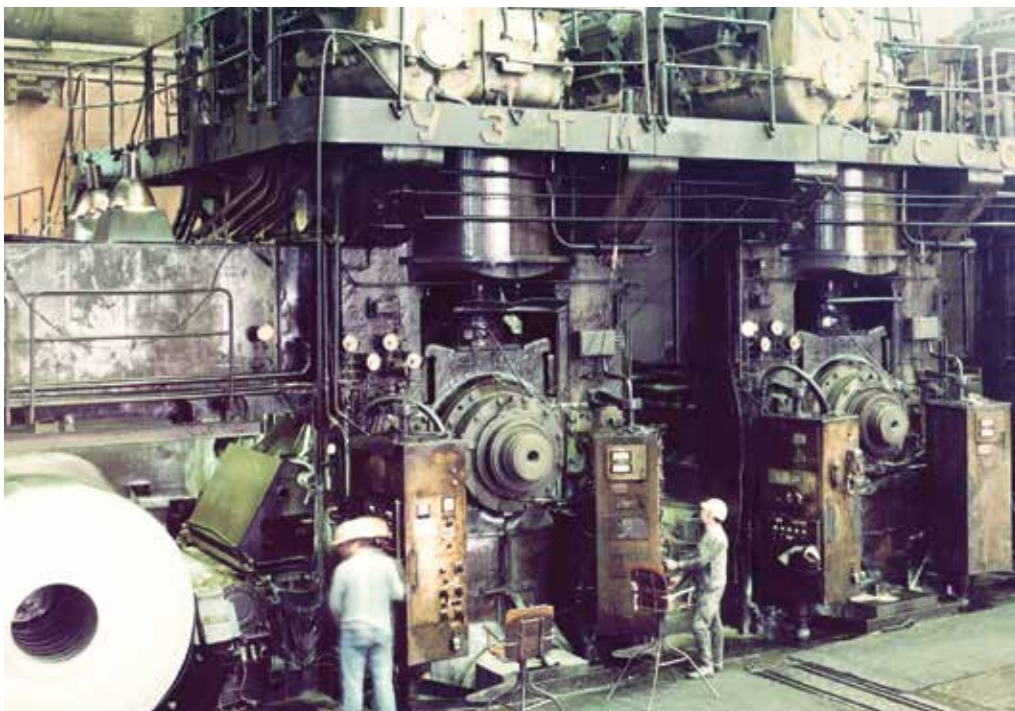
Geheimprojekt unter dem Decknamen „Frank“

Am 3. August 1960 reist Wilhelm Döna, lange Jahre technischer Direktor im EKO, gemeinsam mit anderen Experten einen Monat quer durch England. In seinem Tagebuch notiert er akribisch jede Besichtigung, alle Gespräche mit englischen Fachleuten und jeden Besuch von Sehenswürdigkeiten. Grund für diese außergewöhnliche und lange Reise sind Verhandlungen mit der Loewy Engineering Company in Bournemouth über die Lieferung von Anlagen für ein Stahl- und Walzwerk sowie ein Rohrschweißwerk für das EKO.

Im Juni 1953 hat die DDR-Führung zwar alle Arbeiten zum Ausbau des EKO abgebrochen, im Hintergrund laufen die Planungen jedoch weiter. Die Schaffung einer eigenen leistungsstarken Stahlproduktion ist für die DDR ökonomisch überlebenswichtig. Neue Ausbaupläne werden erarbeitet. Aufgrund der starken Einbindung in die sozialistische Wirtschaftsgemeinschaft (RGW) gehen die ersten Anfragen für die Lieferung von Anlagen der Stahlproduktion automatisch gen Osten. Die Sowjetunion lehnt allerdings ab, vor 1965 sehe man keine Chance zur Realisierung. Da die Zeit drängt, beschließt im Dezember 1959 die SED-Führung, Verhandlungen mit Firmen in westlichen Ländern aufzunehmen. Ein gewagtes Unterfangen, denn der Kalte Krieg hat sich mit dem Ausbruch der Berlin-Krise 1958 weiter verschärft.

Es wird eine Expertengruppe gebildet, der auch Wilhelm Döna angehört. Bereits im Februar 1960 verhandeln die DDR-Fachleute mit der Firma Krupp Industriebau in Essen. Wenige Wochen später liegt ein erstes Angebot vor. Doch schon im April kommt die Absage. Die Ablehnung hat politische Gründe. Gemäß der Hallstein-Doktrin vertritt die Bundesregierung einen Alleinvertretungsanspruch, der Verhandlungen mit der DDR-Regierung verbietet.

Das SED-Politbüro gibt nun grünes Licht für ein geheimes Projekt unter dem Decknamen „Frank“. Über einen Monat weilen drei DDR-Experten in England, besuchen moderne Stahlwerke, verhandeln mit Firmen und am Ende liegen unterschriftsreife Verträge vor. Aber auch diesmal scheitert das Projekt. Die britische Regierung lehnt, offensichtlich auf Bitten aus Bonn, die notwendige Bürgschaft für einen Kredit ab. Damit misslingt der Versuch der DDR, mit westlichen Firmen den Ausbau des EKO voranzubringen. Es bleibt nur die sowjetische Option, die dann auch 1968 realisiert wird.



Herzstück des von der Sowjetunion gebauten und 1968 in Betrieb genommenen Kaltwalzwerkes ist die viergeständige Quarto-Tandemstraße.

Die verspätete Entstalinisierung

„Beim Eisenhüttenkombinat Ost wird die zusätzliche Bezeichnung ‚J. W. Stalin‘ gestrichen, so dass die alte Bezeichnung ‚Eisenhüttenkombinat Ost‘ wiederhergestellt wird.“ Mit diesem Beschluss des SED-Politbüros beginnt am 7. November 1961 die längst überfällige Entstalinisierung in der DDR. Bereits im Februar 1956 hatte Kreml-Chef Nikita Chruschtschow auf dem 20. Parteitag der KPdSU eine Abrechnung mit den Verbrechen Stalins vollzogen. Erst fünf Jahre später ist auch die SED-Führung bereit, zu handeln. Über Nacht verschwinden in der gesamten Republik alle Denkmäler, Straßen- und Betriebsnamen, die Stalin ehrten. Für die Öffentlichkeit als reine Verwaltungsmaßnahme im Rahmen einer Gebietsreform deklariert, wird auch der Name „Stalinstadt“ durch „Eisenhüttenstadt“ ersetzt.

Neun Jahre vorher ist das noch ganz anders. Als am 7. Mai 1953 die EKO-Wohnstadt den Namen Stalins erhält, wird dies in Anwesenheit von SED-Generalsekretär Walter Ulbricht mit einer pompösen Inszenierung feierlich zelebriert. Es ist die Geburt der „ersten sozialistischen Stadt auf deutschem Boden“. Als bauliches Vorbild für Stalinstadt dient das ukrainische Saporoshje, dessen 6. Wohnkomplex von 1929 bis 1932 nach dem Willen Stalins als „sozialistische Stadt“ entstanden war. Kurt W. Leucht, Chefprojektant von Stalinstadt, hatte Saporoshje auf einer Reise durch die Sowjetunion besucht und nimmt insbesondere das dort realisierte Konzept einer die Stadt strukturierenden Magistrale in seine Planungen auf. Dabei werden Werktor und Stadteingang zum konstituierenden Motiv der Magistrale der sozialistischen Musterstadt.

Die monumentale Toranlage als Verbindung zwischen Werk und Stadt wird nie gebaut, sondern lediglich als provisorisches „Friedenstor“ für die Feierlichkeiten zur Namensgebung im Mai 1953 mit der Aufschrift „Eisenhüttenkombinat J.W. Stalin“ errichtet. Nach 1961 ist am Werkseingang am Dreieck eine Leuchtreklame mit Hüttenwerker und Schriftzug für das „VEB Eisenhüttenkombinat Ost“ installiert.



Die simple Rechnung des Kremlchefs

Es ist sehr eng im Werkleiterzimmer des EKO an jenem 19. Januar 1963. Nur wenige Werksangehörige dürfen an diesem Empfang teilnehmen. So gibt es kaum Zeugen dieses denkwürdigen Ereignisses. Nikita Chruschtschow und Walter Ulbricht haben eine Tagungspause des 6. SED-Parteitages in Berlin genutzt und sind nach Eisenhüttenstadt gereist. Anstelle der üblichen Freundschaftsgesten entbrennt jedoch hinter verschlossenen Türen ein heftiger Disput über die Perspektiven der DDR-Stahlindustrie. Der sowjetische Regierungschef hält sie schlicht für nicht wettbewerbsfähig und macht seinem Ärger darüber Luft: „Ihr habt weder Koks, noch Erz. ... Das Erz, das ihr von uns bezieht, hat einen Eisengehalt von 54 Prozent. Ihr transportiert also aus der Sowjetunion 46 Prozent Steine. Und nun frage ich mich, was kostet da allein schon der Transport?“ Dieser simplen Rechnung folgt die Frage: „Vielleicht sollte man das Roheisen dort schmelzen, wo das am billigsten ist, wo der Koks am billigsten ist und die zweite Verarbeitungsstufe dort durchführen, wo der Maschinenbau liegt.“

Walter Ulbricht hält sich bei dieser Beratung merklich zurück. Er steht der wirtschaftlichen Arbeitsteilung im Ostblock skeptisch gegenüber und setzt weiterhin auf den vollen metallurgischen Zyklus im EKO. Am Vortag hat er auf dem Parteitag verkündet, dass es darum gehe, die DDR-Wirtschaft auf der Grundlage des höchsten Standes der Wissenschaft und Technik zu gestalten. Das bedeutet die umfassende Ausnutzung der eigenen Möglichkeiten und die Konzentration auf die Produktion qualitativ hochwertiger Erzeugnisse mit niedrigen Selbstkosten. Die damit verbundene eigene wirtschaftliche Stärke glaubt er so, in mehr politischen Einfluss in- und außerhalb der DDR ummünzen zu können.

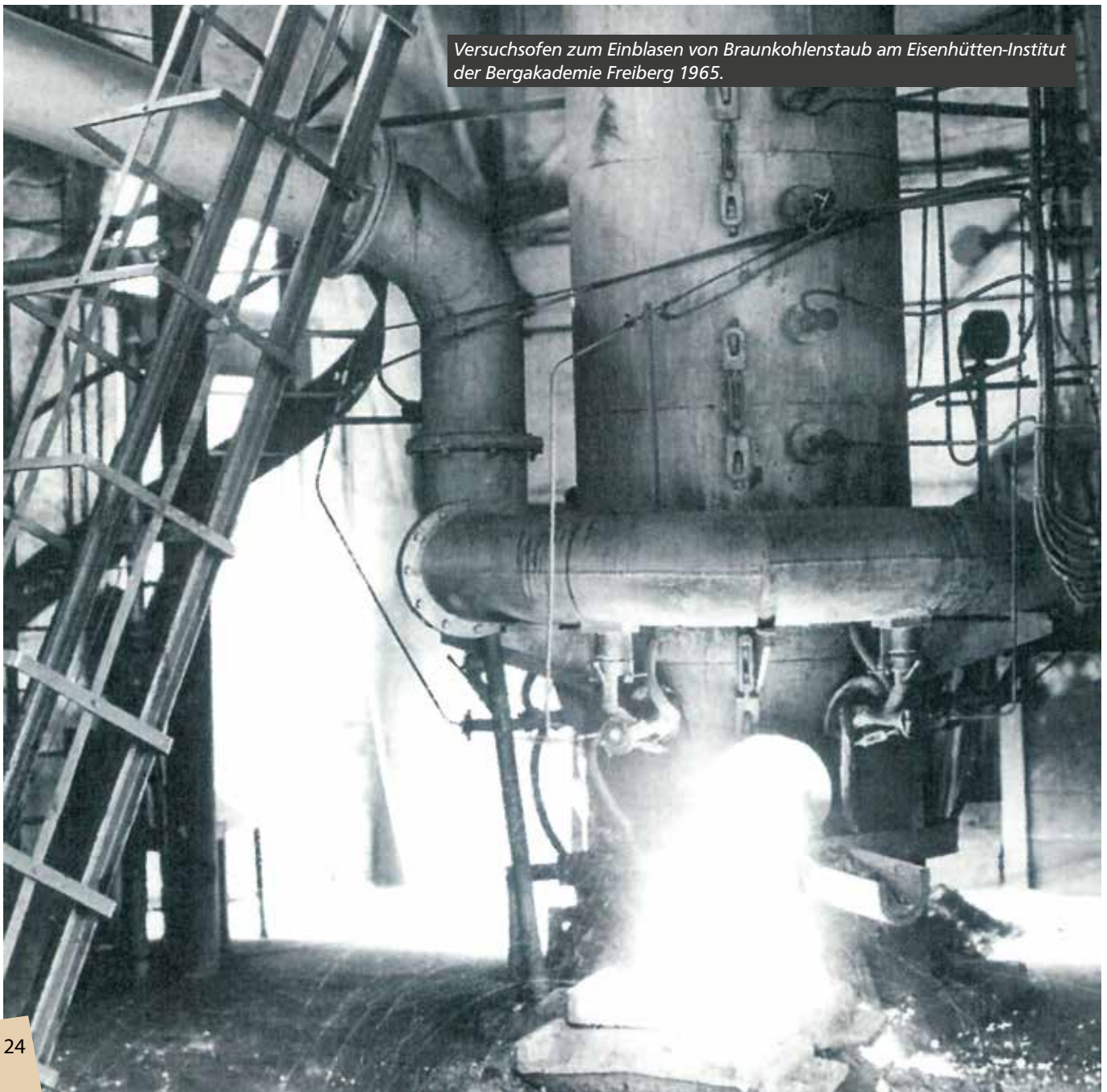


Nikita Chruschtschow (vorn) begleitet von Walter Ulbricht, EKO-Werkleiter Bruno Teichmann und Minister Kurt Singhuber (v.l.) bei der Ankunft im EKO am 19. Januar 1963.

Braunkohlestaub für den Hochofen

Anfang 1963 führen am Eisenhütten-Institut der Bergakademie Freiberg zwei junge, hoffnungsvolle Ingenieure erste Versuche an einem weltweit einzigartigen Verfahren zur Roheisenerzeugung durch. Wenige Monate vorher hatte Manfred Drodowsky die theoretischen Grundlagen zum Einblasen von Braunkohlenstaub als Zusatzbrennstoff in Hochöfen entwickelt. Nun testet er gemeinsam mit Jürgen Mangelsdorf dieses Verfahren in einem Niederschachtversuchsofen.

Im Mai 1964 beginnen in Eisenhüttenstadt erste Großversuche am Hochofen VI. Diese bestätigen die theoretischen Vorarbeiten. Ein Jahr später verfügen alle Hochöfen im EKO über eine Kohlenstaubeinblasanlage. Bis zur vollständigen Ablösung dieses Verfahrens durch Heizöl ab 1968 werden im EKO fast 300.000 Tonnen Braunkohlenstaub eingesetzt, so viel wie in bis dahin keinem Hochofenwerk weltweit. Mit einer Kokseinsparung von 165.000 Tonnen erzielt man einen Gesamtnutzen von 20 Millionen DDR-Mark. Während der zweiten Ölkrise in den 1980er Jahren wird das Verfahren wieder aufgegriffen.



Versuchsofen zum Einblasen von Braunkohlenstaub am Eisenhütten-Institut der Bergakademie Freiberg 1965.

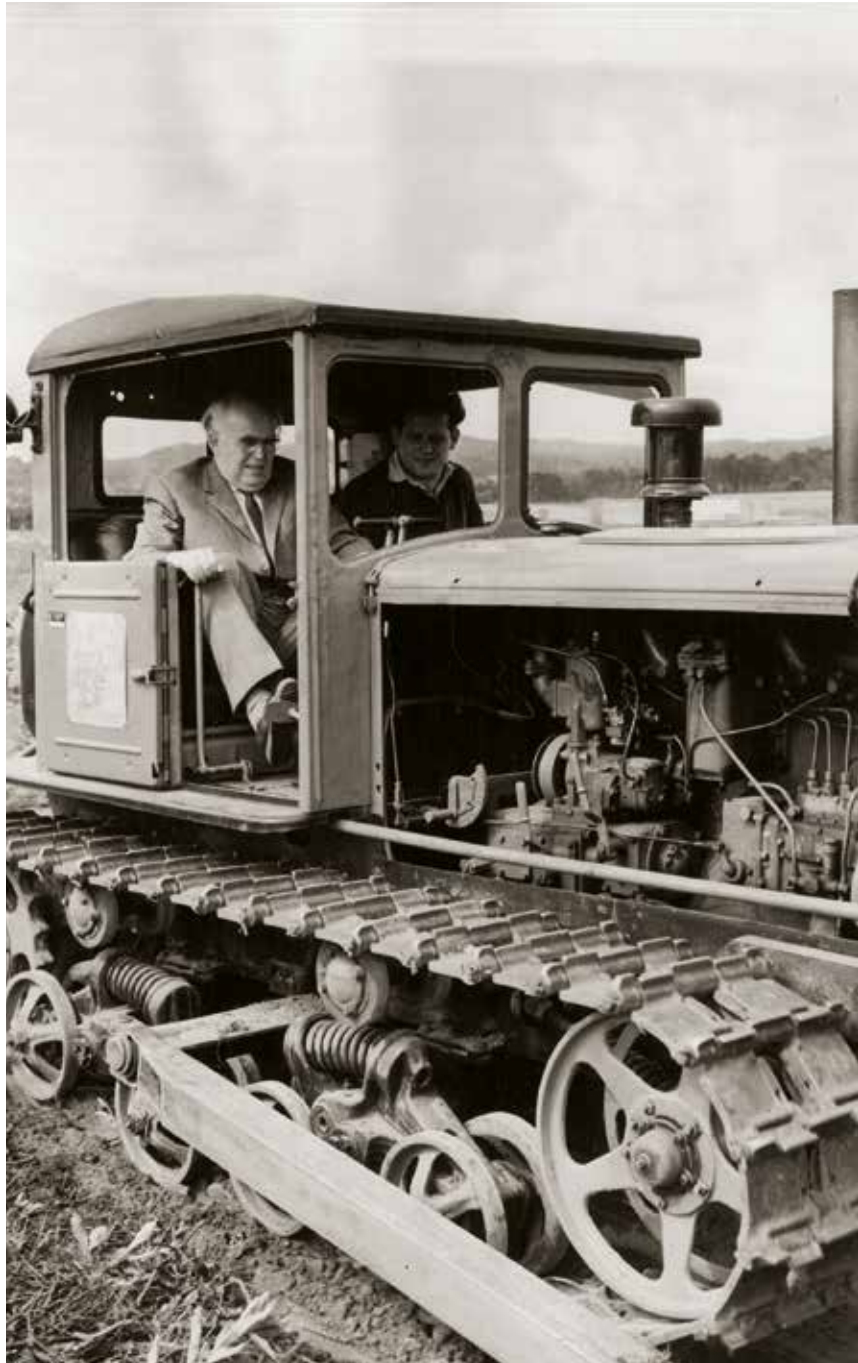
Diplomatischer Druck unter Freunden

Der DDR-Botschafter in Moskau hat am 4. April 1963 einen ungewöhnlichen Auftrag auszuführen. Im Namen seiner Regierung übergibt er dem Vorsitzenden des Obersten Volkswirtschaftsrates der UdSSR ein Aide-Mémoire, eine diplomatische Niederschrift, um Unklarheiten oder Missverständnisse zu beseitigen. Darin werden sehr offen die Probleme der Zusammenarbeit zur Realisierung des Projektes „Ausbau EKO“ kritisiert und die sowjetische Seite eindringlich an die Einhaltung ihrer Verpflichtungen erinnert. Auslöser dieser außergewöhnlichen Aktion unter sozialistischen Bruderstaaten ist die Ankündigung der sowjetischen Verantwortlichen, die Projektierung erst im Jahr 1966 zu realisieren. Dies hätte eine jahrelange Verzögerung des EKO-Ausbaus zur Folge.

In den Folgejahren kommt es immer wieder zu Unstimmigkeiten zwischen Moskau und Ostberlin. Während die SED-Führung auf eine leistungsstarke, weitestgehend unabhängige DDR-Volkswirtschaft setzt, favorisiert die Kreml-Führung die internationale Arbeitsteilung im Rahmen des Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW). Für die DDR-Metallurgie bedeutet dies eine Spezialisierung auf die Produktion hochwertiger Kaltwalzprodukte, wie nahtlose Rohre, Edelstahl, Kaltband und Feinbleche. Zwar hält die SED weiterhin an der Vollendung des metallurgischen Kreislaufes in Eisenhüttenstadt fest, jedoch steckt das Land in einer wirtschaftlichen Krise. Ohne die erforderliche Menge an hochwertigem Walzstahl und Erzeugnissen der zweiten Verarbeitungsstufe steht der hochentwickelte Maschinenbau als ein Hauptexportzweig der DDR vor dem Kollaps. Es liegt deshalb im wirtschaftlichen Interesse der DDR, zunächst ein Kaltwalzwerk und erst anschließend das Stahl- und Warmwalzwerk zu errichten. Damit kommt man auch den Interessen der sowjetischen Führung entgegen.

Im Januar 1965 werden die bilateralen Gespräche zum Ausbau des EKO fortgesetzt. Jedoch gleicht die Atmosphäre in Moskau eher den frostigen Außentemperaturen von minus 25° C. Dass die DDR-Seite die „Verhandlungen auf die höhere Ebene gebracht“ hat, verärgert die sowjetischen Partner.

SED-Bezirkssekretär von Frankfurt (Oder),
Erich Mückenberger, bei der symbolischen Eröffnung
der Baustelle zum Ausbau des EKO am 1. Juni 1963.



Das Haftarbeitslager

Als am 6. Oktober 1964 die DDR-Regierung eine Amnestie erlässt, kommen landesweit etwa 10.000 kriminelle und politische Häftlinge frei. Darunter befindet sich auch eine große Zahl der Strafgefangenen aus dem EKO-Haftarbeitslager. Wenige Jahre später wird das Lager endgültig aufgelöst.

Seit Beginn des Aufbaus erhält das EKO dringend benötigte Arbeitskräfte auch aus dem Strafvollzug. Im Juni 1951 treffen die ersten 30 Strafgefangenen ein. Sie werden im sogenannten Vialit-Lager untergebracht, wo sich das Haftarbeitslager bis 1953 befindet. Unter schwierigen Bedingungen leisten die Häftlinge ihren nicht geringen Beitrag am Aufbau des Werkes. Sie werden an solchen Stellen eingesetzt, die aufgrund körperlich schwerer Arbeit und einer schlechten Entlohnung ständig unterbesetzt sind. In den Anfangsjahren sind die Bedingungen für die Strafgefangenen katastrophal. Im Februar 1952 wird bei einer Überprüfung im Erzlager festgestellt, dass ihre Bekleidung sehr schlecht ist. Sie haben als „einziges warmes Kleidungsstück [...] eine warme Unterjacke“ und besitzen lediglich ein Paar Strümpfe. Als die EKO-Werkleitung interveniert, erhält sie von der Anstaltsleitung die brüske Entgegnung: „Die Häftlinge gehen keinen etwas an, sie sind aus der Gesellschaft ausgeschlossen, weil sie Verbrecher sind, also hat sich die Gesellschaft auch nicht um sie zu kümmern. Die Versorgung ist einzig und allein die Sache der Haftanstalt.“ Immerhin wird erreicht, dass den Häftlingen Wollsocken zur Verfügung gestellt werden und sie auch Anspruch auf die obligatorischen Milchrationen im Erzlager haben.

Ende 1952 wird der Bau eines neuen Haftarbeitslagers für 1500 Strafgefangene mit insgesamt 30 Baracken geplant. Mitte 1953 entsteht das neue Lager in kleinerer Dimension zwischen Erzlagerplatz und Umgehungs kanal. Im Haftarbeitslager sind nun etwa 600 Häftlinge untergebracht. Im Laufe der Jahre werden sie nicht mehr primär in der Erzaufbereitung, sondern zum größten Teil in der Bedarfsgüterproduktion eingesetzt, vor allem bei der Herstellung von Hohlblocksteinen.



Das Haftarbeitslager Anfang der 1960er Jahre, in dem zeitweise bis zu 600 Strafgefangene untergebracht waren.

Frauen im EKO

Am 15. November 1965 wird in Eisenhüttenstadt der Betriebskindergarten im Friedensweg (später Umzug in die Fritz-Heckert-Straße) eröffnet. Zwei Wochen darauf kann auch die dortige Kinderkrippe genutzt werden. Drei Jahre später öffnet im Marchlewskiring (heute: Brunnenring) ein weiterer Betriebskindergarten. Damit verfügt EKO vor der Inbetriebnahme des Kaltwalzwerkes über insgesamt 85 betriebseigene Krippen- und 484 Kindergartenplätze.

Das EKO reagiert so auf den wachsenden Bedarf an Kinderbetreuungsplätzen, der von der Stadt nicht gedeckt werden kann. Für das neue Kaltwalzwerk werden immer mehr Arbeitskräfte gebraucht. In erster Linie sollen Frauen aus der nichtberufstätigen Bevölkerung diese Lücke schließen. Insbesondere Kranfahrerinnen werden gesucht. An der Berufsschule entstehen Frauensonderklassen und der Anteil von weiblichen Lehrlingen in technischen Berufen steigt sprunghaft. Sonderstudiengänge speziell für Frauen werden eingerichtet, um mehr Ingenieurinnen auszubilden. Bei der technischen Ausrüstung der neuen Arbeitsplätze wird gefordert, sie so zu gestalten, dass sie für Frauen geeignet sind..

Die Zahl der Beschäftigten im EKO wächst 1968 auf über 7200 an. Lag der Frauenanteil 1960 bei etwa 25 %, steigt er bis 1969 auf 30,3 %. Für ein Stahlwerk ist diese Quote sehr hoch, heute ebenso wie vor 70 Jahren. Auch die Aufbaujahre waren maßgeblich von Frauen bestimmt. Sie fällten Bäume, verlegten Gleise, bauten Straßen und selbst die ersten Hochöfen wurden „von Frauenhand regiert“. Mit dem weiteren Ausbau des Werkes wandelte sich zwar die Arbeitswelt der Frauen, die Entwicklung des EKO prägten sie jedoch ebenso wie ihre männlichen Kollegen. Zu DDR-Zeiten sind Frauen die Reserve des Werkes, die aktiviert wird, wenn das EKO wächst.



Die Betriebskindergärten und -krippen des EKO beteiligen sich auch an Festumzügen der Stadt. Hier die Demonstration zum 1. Mai 1968 in der Leninallee.

Ein Besuch mit Folgen

Im Mai 1966 besucht eine DDR-Regierungsdelegation das EKO. Hauptgrund für die Visite sind die Bauarbeiten für das neue Kaltwalzwerk. Trotz großer Anstrengungen der mittlerweile 3000 Bau- und Montagearbeiter liegen diese im Zeitplan weit zurück. Die verantwortlichen Regierungsvertreter wollen sich vor Ort einen Überblick verschaffen. Gerhard Schürer, oberster Planungschef der DDR, muss feststellen, dass der EKO-Ausbau „genau so kritisch abläuft wie auch andere Vorhaben in der Republik, d.h. extreme Verteuerungen auftreten und die Inbetriebnahmetermine gefährdet sind bzw. überschritten werden.“ Er betont, dass dieser Zustand „nicht weiter geduldet werden kann und die Schuldigen ermittelt und bestraft werden.“ Er weist an, „alternative Vorstellungen über strategische Ausbaukonzeptionen“ zu diskutieren und dabei eine „zeitliche Verschiebung des Stahlwerksbeginns“ zu erörtern.

Ein halbes Jahr später, im Februar 1967, teilt der zuständige Minister Kurt Fichtner SED-Chef Walter Ulbricht intern mit, dass der Rückstand der DDR auf dem Gebiet der Metallurgie gegenüber hochentwickelten Industriestaaten 10 bis 15 Jahre beträgt. Zur Schließung dieser Lücke, die auch die Fertigstellung des EKO mit vollem metallurgischen Kreislauf einbezieht, benötige man Investitionen von 5 bis 6 Mrd. Mark. Der Minister stellt fest, „dass ein derartiger Aufwand im Prognosezeitraum nicht betrieben werden kann“. Die Projektierung und der Bau des Stahl- und Warmwalzwerkes im EKO werden eingestellt. Der Verlust, den der Abbruch unmittelbar nach sich zieht, wird intern mit 33 Mio. Mark beziffert. Wie hoch der volkswirtschaftliche Schaden in den Folgejahren ist, wird nie ermittelt.

Bei einer Tagung des DDR-Ministerrates am 22. Februar 1966 auf der Baustelle des Kaltwalzwerkes wird der weitere Ausbau des EKO diskutiert. Dabei wird erstmals auch der Abbruch der Arbeiten für ein Stahl- und Warmwalzwerk thematisiert.



Ein neuer Riese an der Oder

Als SED-Wirtschaftschef Günter Mittag am 28. Juni 1968 das neue Kaltwalzwerk offiziell in Betrieb nimmt, ahnt er nichts von den Problemen, die den Konstrukteuren schon seit Wochen schlaflose Nächte bereiten. In seinem Roman „Wo der Regenbogen steigt“ beschreibt Karl Mundstock die Lage prosaisch: „Die Schlacht tobt unterirdisch, in den Maschinen-sälen, Emulsionskellern und Pumpstationen. Sie tobt lautlos, reglos, wenn man vom Knistern der Schaltpläne und von dem Kringeln aufsteigenden Rauchs der Zigaretten absieht. Sie tobt um Transistoren, Kontakte, Widerstände, Regler, Gleichrichter, Stromschienen, Schaltwege.“



Am 28. Juni 1968 erfolgt in einem festlichen Staatsakt mit SED-Wirtschaftschef Günter Mittag die Inbetriebnahme des Kaltwalzwerkes.

Dieses Werk mit seinen gigantischen Maschinen, Generatoren, Antriebsmotoren und einem verästelten Zubehör an Elektronik und Hydraulik richtig in Gang zu bekommen, erweist sich als riesige Herausforderung für alle Beteiligten. Insbesondere die komplizierte Elektronik der Anlagen macht den Experten zu schaffen. Die Warmerprobung wird immer wieder verschoben, Funktionstests müssen abgebrochen werden, Ersatzteile fehlen. Im sogenannten „Vogelhaus“ trifft sich täglich der Anfahrstab, um Lösungen zu finden. Erst zwei Tage vor der offiziellen Inbetriebnahme startet die Warmerprobung. An der Tandemstraße kommt es immer wieder zu Bandrissen. Am Morgen des 27. Juni sind immerhin zehn Bunde Kaltband von 3,5 auf 1 Millimeter gewalzt. Damit kann die feierliche Inbetriebnahme stattfinden.

Im August erreicht das neue Werk 453 Tonnen und im Jahr 1969 sind es bereits über 400.000 Tonnen kaltgewalzte Bleche und Bänder. Die Anfahrprobleme sind überwunden..

Der indische Seiltrick

„Dann begann am 28. Juni 1968 für mich als Chef der Abnahmekommission Beize 1 der Ernst des Lebens im KWW: Pünktlich lief die Anlage an, aber der Beifall der Regierungskommission blieb leider aus“, erinnert sich Günter Paasche. Das Quarto-Tandem wird bejubelt, die neue Turmbeize nicht, „sie war ja kapitalistischer Import“.



Dabei ist die von der österreichischen Firma Ruthner gebaute Salzsäuren-Turmbeize ein technisches Highlight im EKO. Sie ist eine der wenigen großen Turmbeizen der Welt und die einzige in Europa. Zudem wird der 80 Meter hohe Beizturm zum weithin sichtbaren Wahrzeichen des Werkes. Auch der Einsatz von Salzsäure ist eine Spitzentechnologie. Lediglich die exakte Führung des über 1000 Meter langen Bandes im Turm erweist sich manchmal als problematisch und mysteriös. „Nach einem Stopp der Anlage verdrehte sich das 1,25 m breite Band plötzlich zu einem Knoten und lief danach wieder normal weiter.“ Der von Günter Paasche hier beschriebene sogenannte „indische Seiltrick“ wird nie aufgeklärt.

Nach technischen Veränderungen und mit wachsender Routine des Personals erweist sich die Anlage als sehr zuverlässig und erzeugt in ihrer 24-jährigen Betriebszeit über 18 Millionen Tonnen gebeiztes Band.

Die Schweißmaschine im Einlauf der Turmbeize des Kaltwalzwerkes in den 1970er Jahren.

Stammsitz des VEB Bandstahlkombinat

Es ist lediglich eine Formalie, ohne Staatsakt und ohne Besuch von höchster Stelle, als am 1. September 1969 das Bandstahlkombinat Eisenhüttenstadt (BKE) gebildet wird. Jedoch hat die Kombinatiensbildung einen hohen Stellenwert, im Bestreben der DDR-Führung unter Walter Ulbricht, auf entscheidenden Gebieten der Wirtschaft das Weltniveau mitzubestimmen. Die Kombinate sollen „der Bündelung wirtschaftlicher Kräfte zur raschen Durchsetzung des wissenschaftlichen Fortschritts“ dienen. Dazu erhalten die Verantwortlichen in diesen „sozialistischen Konzernen“ einen relativ großen Handlungsspielraum mit eigenständigen Entscheidungsvollmachten für Geschäfte und Investitionen.



Das Bauensemble an der Pohlitzer Straße, ab den 1970er Jahren mit dem Schriftzug „VEB Bandstahlkombinat ‚Hermann Matern‘“, steht heute mit der Aufschrift „EKO Stahl GmbH“ unter Denkmalschutz.

In der Realität der sozialistischen Planwirtschaft stößt diese Grundidee der Kombinate aber sehr schnell an Grenzen. Die Betriebe verlieren durch eingeschränkte Bilanzierungsspielräume ihre wirtschaftliche Selbständigkeit. Außerdem erweist sich die horizontale Produktionsstruktur zunehmend als wunder Punkt. Es wird damit eine Monopolisierung geschaffen, die alles, was im weitesten Sinne als Konkurrenz oder Wettbewerb hätte verstanden werden können, ausschaltet, und die Erscheinungen, wie mangelnde Innovationsfreudigkeit, Abstriche in Bezug auf Zuverlässigkeit und Qualität, Diktat der Lieferbedingungen und der Preise, hervorbringt.

Dem BKE gehören 1969 sieben Betriebe an. Neben dem EKO als Stammsitz sind dies das Eisenhüttenwerk Thale, die Walzwerke Finow und Burg, das Blechwalzwerk Olbernhau sowie die Kaltwalzwerke Oranienburg und Bad Salzungen. Im Jahr 1979 wird die Eisenhütte Thale ausgegliedert und ein Jahr später kommt das Magnesitwerk Aken zum Kombinat.

ZENTRUM DER VEREDLUNGSMETALLURGIE (1970 - 1979)

Am Beginn des neuen Jahrzehnts befindet sich die DDR in einer Wirtschaftskrise. Die Reformen zur Etablierung einer wettbewerbsfähigen Ökonomie sind gescheitert und werden abgebrochen. Die SED-Führung setzt nun auf eine stärkere Betonung der Konsum- und Sozialpolitik. Das EKO hat die Aufgabe, sein Produktionssortiment qualitativ und quantitativ zu ergänzen, um besonders der Konsumgüterindustrie hochwertigen Flachstahl zu liefern. Das Kaltwalzwerk wird durch moderne Veredlungsanlagen mit den Prozessstufen Verzinkung, Kunststoffbeschichtung, Profilierung und Adjustage erweitert. Am Ende des Jahrzehnts hat sich das Bandstahlkombinat mit seinem Stammbetrieb in Eisenhüttenstadt zum Zentrum der Veredlungsmetallurgie der DDR entwickelt.

Der Rhythmus der Stadt wird immer mehr vom EKO bestimmt. Über zwei Drittel aller in der Industrie Beschäftigten Eisenhüttenstadts arbeiten in der Hütte. Fast jede Familie ist in irgendeiner Weise mit dem Werk verbunden. In diesen Jahren entstehen in Eisenhüttenstadt nicht nur dringend benötigte Wohnungen, sondern auch die soziale Infrastruktur verbessert sich. Der Plattenbau dominiert immer mehr das Bild der Stadt.

1974

Im Kaltwalzwerk nehmen moderne Anlagen zur Oberflächenveredelung von Flachstahl die Produktion auf. Die Kernstücke, eine Feuerverzinkung und eine Kunststoffbeschichtungsanlage, werden von französischen Firmen realisiert.

1975

Mit der im Dezember in Betrieb genommenen neuen Sinteranlage ist es möglich, die Qualität der Einsatzstoffe für den Hochofenprozess zu erhöhen.

1976

Erstmals werden auf der Leipziger Frühjahrsmesse Bleche und Bänder mit dem Markenzeichen „EKOTAL“ präsentiert.

1978

In Eisenhüttenstadt wird am 1. Dezember auf der Insel eine Schwimmhalle eröffnet.

1979

Die SED-Führung beschließt den Ausbau des EKO zum Zentrum der DDR-Veredlungsmetallurgie mit geschlossenem metallurgischen Kreislauf. Erneut wird der Bau eines Stahl- und Warmwalzwerkes geplant.

Fußball ist mehr als ein Spiel

Es ist der 23. August 1970. Nach schwacher Leistung verliert die BSG Stahl Eisenhüttenstadt ihr erstes Ligaspiel gegen Post Neubrandenburg mit 1:2. Nach dem ersten Aufstieg in die DDR-Oberliga ein Jahr zuvor steht am Saisonende der Abstieg. Als Ziel für die neue Saison wird der sofortige Wiederaufstieg ausgegeben, doch der Start geht daneben. Eine Woche später kann sich die Mannschaft mit einem klaren 3:0 über die TSG Wismar rehabilitieren. Jedoch ist dies vorerst das letzte Ligaspiel. Am 4. September verhängt die Rechtskommission des DDR-Fußballverbandes eine Strafe wegen zu hoher Zahlungen an Spieler und Trainer. Die Mannschaft wird in die Bezirksliga zurückgestuft. Spieler und Trainer erhalten Sperren. Am 22. September verkündet die EKO-Betriebszeitung „Unser Friedenswerk“ einen klaren 5:0-Erfolg der Stahlfußballer gegen die TSG Fürstenwalde, aber keine öffentliche Stellungnahme zum Zwangsabstieg. Zum Verständnis wird wenigstens noch die Tabelle der Bezirksliga abgedruckt.

In Sachen Fußballmanipulationen ist die Betriebssportgemeinschaft des EKO kein unbeschriebenes Blatt. Bereits 1956 hat SED-Chef Walter Ulbricht die Werkleitung angewiesen, dafür Sorge zu tragen, „dass StalinStadt schnellstens eine oberligareife Fußballmannschaft erhält“. Aus Mangel an talentierten Spielern aus der Region lockt man Spieler der BSG Horch Zwickau mit zahlreichen Vergünstigungen an die Oder. 1957 schaffen die Stahlfußballer mit einem „Eingeborenen“ erstmals den Aufstieg in die zweite DDR-Liga. Elf Jahre später gelingt endlich der Aufstieg in die Fußball-Oberliga. Trotz einer weiteren personellen Aufstockung des Kaders und der Verpflichtung ehemaliger DDR-Auswahltrainer schließt die Mannschaft die Saison als Tabellenletzter ab.

Das zwangsweise Intermezzo in der Bezirksliga absolvieren die Stahl-Fußballer souverän und steigen 1971 wieder in die DDR-Liga auf. Dort spielen sie die nächsten 18 Jahre, ehe ihnen 1989 erneut der Aufstieg in die DDR-Oberliga gelingt. Größter Erfolg des Eisenhüttenstädter Fußballs ist 1990 das Vordringen bis in das letzte Finale des DDR-Fußballpokals. Trotz einer 0:1-Niederlage gegen Hansa Rostock qualifiziert man sich damit für den Europapokal der Pokalsieger.



In ihrer ersten Oberligasaison verliert Stahl Eisenhüttenstadt am 11. April 1970 vor 5000 Zuschauern im heimischen Stadion gegen Dynamo Dresden mit 2:0. Der Sieg der Dresdner mit den Nationalspielern Dixie Dörner, Hans-Jürgen Kreische, Klaus Sammer und Eduard Geyer ist hochverdient.

Konsumgüter aus dem EKO

Im Jahr 1973 entsteht im EKO eine selbstständige Abteilung zur Produktion von Konsumgütern. Bereits in den 1950er Jahren werden im Werk Massenbedarfsgüter, wie Brattiegel, Kinderbetten, Kohlenzangen und andere Mangelwaren, hergestellt. Später kommen Hohlblocksteine und Flurgarderoben dazu.

Anfang der 1970er Jahre kann die Konsumgüterproduktion der DDR die Versorgung der Bevölkerung nicht mehr ausreichend befriedigen. Die SED formuliert deshalb den gesellschaftlichen Auftrag an die Industriekombinate, fünf Prozent ihrer Warenproduktion als Konsumgüter herzustellen. Diese planlose Vorgabe nimmt daraufhin teilweise groteske Züge an. Ohne Bedarfsanalyse wird nun produziert, was möglich ist. So stellen viele Betriebe Alibiprodukte her, nur um die Planvorgaben zu erfüllen.

Die neue Konsumgüterabteilung des EKO produziert zunächst Dachrinnen, Wellblech und Badewannenverkleidungen aus eigenem Flachstahl. Die Nachfrage ist so groß, dass man seit 1972 eine eigene Verkaufsstelle für Industrieprodukte betreibt. Ende der 1970er Jahre sind EKOTAL-Stahldrehtüren für Garagen und Eigenheime der Verkaufsschlager. Ab 1984 leistet EKO einen wichtigen Beitrag beim Automobilbau, zunächst mit Kotflügeln, später mit Stoßstangen aus Plaste für den PKW Wartburg. Das letzte Produkt dieser Reihe von Konsumgütern aus dem EKO ist 1989 ein Mikrowellengerät, von denen bis 1991 jährlich 50.000 Stück als Gestattungsproduktion hergestellt werden sollen. Am Ende entsteht jedoch lediglich ein Prototyp.



Im Rahmen des Automobilprogramms der DDR produziert das EKO ab 1984 Kotflügel für den PKW Wartburg 353.

Auftrag für den Palast der Republik

Als am 2. November 1973 der Grundstein für den Palast der Republik in Berlin gelegt wird, erhält das EKO den Auftrag, kunststoffbeschichtete Bänder und Profile für dieses Prestigeobjekt der DDR zu liefern. Das Investitionsvorhaben „Oberflächenveredelte Konstruktionsbleche“ mit den Ausbaustufen Verzinkung, Kunststoffbeschichtung, Profilierung und Adjustage soll zu diesem Zeitpunkt bereits realisiert sein und damit eine termingerechte Lieferung des benötigten Flachstahls sichern. Geplanter Inbetriebnahmeterrnin für die Verzinkung ist der 1. September 1972. Jedoch führen Schwierigkeiten bei den Baumaßnahmen und Mängel bei den durch die französische Firma Heutrey gelieferten Ausrüstungen zu Verzögerungen. Erst am 31. Januar 1974 wird die Feuerverzinkungsanlage mit erheblicher Verspätung in Betrieb genommen. Die Breitbandprofilierungsanlage wird im März fertig gestellt. Im Juli nimmt die Kunststoffbeschichtungsanlage die Produktion auf, gerade noch rechtzeitig, um den Eröffnungstermin des Palastes der Republik am 23. April 1976 nicht zu gefährden.

Kaltgewalzte und oberflächenveredelte Bleche und Bänder aus Eisenhüttenstadt werden zu einem bekannten Warenzeichen. Spitzenprodukt ist dabei kunststoffbeschichteter Flachstahl der Marke „EKOTAL“.



Die 1974 in Betrieb genommene Feuerverzinkungsanlage des Kaltwalzwerkes.

Der besondere Generaldirektor

Im Juli 1975 geht mit Erich Markowitsch ein Generaldirektor in den Ruhestand, der insgesamt über ein Jahrzehnt an der Spitze des EKO stand. Für einen Reporter des US-Magazins „Look“ ist der „kleine gewandte Generalmanager“, der „faszinierendste, den er in der DDR traf... Er schien atypisch für einen sozialistischen Arbeiter- und Bauern-Staat“.

1913 als Arbeitersohn in Berlin geboren, findet Erich Markowitsch schnell den Weg zur KPD. Mit der Machtübernahme der Faschisten 1933 wird er inhaftiert und sitzt zwölf Jahre in Zuchthäusern und Konzentrationslagern. Er überlebt das Konzentrationslager Auschwitz-Monowitz. Im Konzentrationslager Buchenwald gehört er zu denen, die am 11. April 1945 die SS-Wachmannschaften überwältigten und das Lager vor dem Eintreffen der Alliierten befreien. Zwanzig Jahre später tritt er als Zeuge in den Auschwitz-Prozessen in Frankfurt/Main auf und hilft, Verbrecher des Nazi-Regimes zu bestrafen.



Erich Markowitsch (1913-1991) steht insgesamt fünfzehn Jahre an der Spitze des Eisenhüttenkombinates, von 1954 bis 1959 als Werkleiter und von 1967 bis 1975 als Generaldirektor des Bandstahlkombinates. Erich Markowitsch (l.) 1954 mit Minister Fritz Selbmann und DDR-Präsident Wilhelm Pieck.

Nach dem Krieg übernimmt Markowitsch in der Maxhütte verschiedene leitende Funktionen und sorgt mit dafür, dass die Hütte schnell wieder produziert. Er ist also 1954 der richtige Mann, um auch das Eisenhüttenkombinat auf Kurs zu bringen. Markowitsch ist zielstrebig und unbequem, vor allem für einige SED-Kader im Werk. Für die Parteikontrollkommission wird er zum Beobachtungsobjekt, Beweise werden gegen ihn gesammelt. Letztlich ziehen die örtlichen Parteifunktionäre in diesem Machtkampf den Kürzeren. Markowitsch, der in der Belegschaft beliebt ist und dem man den Spitznamen „Graf Beppo“ gibt, setzt sich durch. Als er 1959 in die DDR-Regierung aufsteigt, produziert die Hütte erstmals über eine Million Tonnen Roheisen im Jahr und ist schuldenfrei. Als Ende der 1960er Jahre das EKO mit dem neuen Kaltwalzwerk und der Kombinatbildung vor neuen Herausforderungen steht, wird Markowitsch erneut nach Eisenhüttenstadt geschickt.

Problemfall Warmband

Im Jahr 1976 errichtet die westdeutsche Sundwiger Eisenhütte im Kaltwalzwerk eine neue Warmband-Längsteilanlage. Sie löst eine wenige Jahre zuvor in aller Eile aus Italien beschaffte gebrauchte Warmbandschere ab. Diese Investition war notwendig geworden, da die Sowjetunion nur noch Warmband ab 1250 Millimeter Breite lieferte. Damit hatten die Kaltwalzwerke der DDR plötzlich keinen Lieferanten für Schmalband mehr. Das EKO sprang ein und nahm kurzfristig warmgewalztes Spaltband in ihr Lieferprogramm auf.

Warmband wird in den 1970er Jahren für das EKO immer mehr zum Problemfall. Mit der Inbetriebnahme des Kaltwalzwerkes und dem abgebrochenen Bau des Stahl- und Warmwalzwerkes steht das EKO 1968 vor der Herausforderung, die gesamte Versorgung mit Warmband durch Importe zu sichern. Diese als Übergangsphase deklarierte Zeitspanne dauert dann noch fast zwei Jahrzehnte und beeinflusst die Bedingungen der Kaltbandproduktion im EKO maßgeblich.

Hauptlieferant für Warmband ist in diesen Jahren die Sowjetunion. Zunächst kommen die Lieferungen aus Shdanow (heute Mariupol/Ukraine) und Saporoshje, später von dort, wo Kapazitäten frei sind. Damit wird es immer schwieriger, Material von einer bestimmten Qualität und termingerecht zu erhalten. Hochwertige Stahlsorten sind zudem kontingentiert. Fehlende Mengen müssen in Rumänien, Polen und der CSSR geordert werden. Ab 1974 ist man sogar gezwungen, Warmband von Krupp, Hoesch, Salzgitter oder Thyssen für Devisen zuzukaufen.

Eine Veränderung tritt erst ein, als die Lieferungen auf zwei sowjetische Werke (Tscherepowez, Novo Lipezk) konzentriert werden. Damit ist es für das Kaltwalzwerk möglich, mit gleichbleibenden Warmbandqualitäten zu planen und zu arbeiten. Eine wirkliche Verbesserung in der Warmbandversorgung des EKO bringt aber erst die Inbetriebnahme des Warmwalzwerkes 1997.

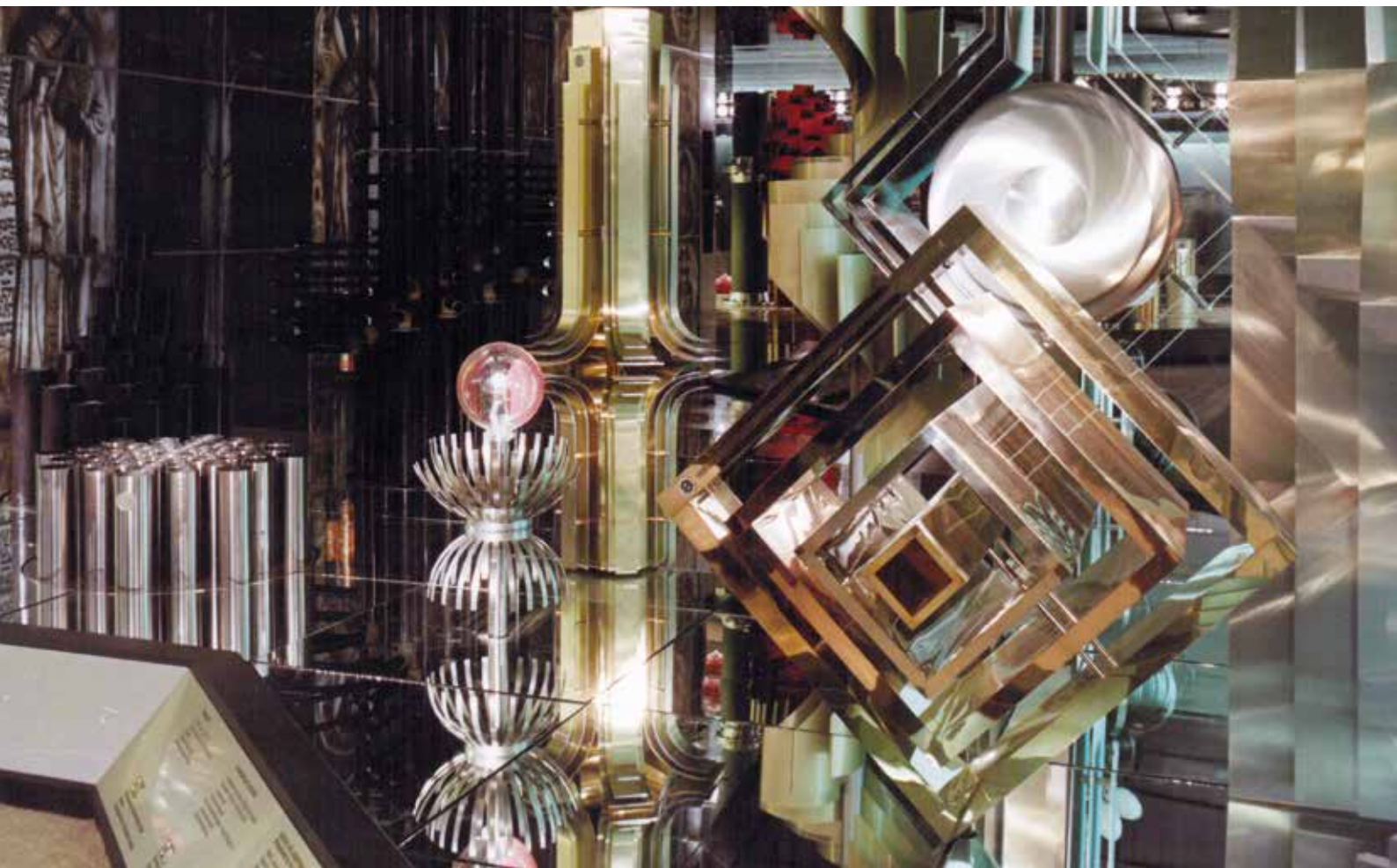


Warmband aus der Sowjetunion im Lager des Kaltwalzwerkes.

Galvanisch veredelte Produkte aus Porschdorf

Mit der Eingliederung des Bandstahlveredelungswerkes Porschdorf erhält das EKO 1976 einen Zweigbetrieb mit langer Tradition. Der Betrieb in der Sächsischen Schweiz war bereits Ende des 19. Jahrhunderts als eine Nickelblechfabrik von Hille & Müller Düsseldorf-Reisholz gegründet worden. Das zunächst auch in der DDR private Werk wird 1972 verstaatlicht, vier Jahre später erfolgt die Angliederung an das EKO. Nun soll hier eine moderne Bandgalvanisierungsanlage entstehen. Formteile aus galvanisch behandelten Stahlbändern herzustellen, hat international zu einer sprunghaften Entwicklung der elektrolytischen Durchlaufverfahren geführt. Da die metallverarbeitende Industrie der DDR zunehmend diese Produkte benötigt, ist eine Eigenproduktion zwingend notwendig. Galvanikband wird vor allem für Haushaltsgeräte, Spielwaren sowie als Kleinteile für die Elektronik und Elektrotechnik benötigt. 1979 beginnen umfangreiche Arbeiten zum Neubau und zur Erweiterung des Werkes in Porschdorf. Das Herzstück, die Galvanisierungsanlage, liefert die österreichische Firma Sundwig. Am 15. März 1981 erfolgt die Inbetriebnahme.

In Porschdorf kann nun mit Zink, Kupfer, Nickel und Messing sowie den Kombinationen Kupfer/Nickel und Kupfer/Messing veredelter Bandstahl produziert werden, pro Jahr 10.000 Tonnen. Ende 1991 muss das Werk seine Produktion einstellen.



Galvanisch veredelte Stahlprodukte aus dem Bandstahlveredelungswerk Porschdorf auf der Leipziger Messe in den 1980er Jahren.

Urlaub an der kleinen Ostsee

Am 4. Juli 1977 treffen die ersten Urlauber in der neuen Feriensiedlung am Helenesee bei Frankfurt (Oder) ein. Trotz großer Anstrengungen, auch von EKO-Brigaden, ist im neuen Ferienobjekt des Werkes noch nicht alles fertig. Die Außenanlagen entstehen erst ein Jahr später. Dennoch sind die 45 Bungalows für jeweils vier bis sechs Personen vom ersten Tag an ausgebucht. Die vorwiegend jungen Familien müssen für einen Bungalow pro Tag 10 DDR-Mark entrichten.

Nach dem „Haus Goor“ auf der Insel Rügen und dem Betriebsferienheim in Müllrose ist die Bungalowsiedlung an der „kleinen Ostsee“, wie der Helenesee auch genannt wird, das dritte betriebseigene Ferienobjekt des EKO. Seit 1969 sind auch Schiffsreisen mit der „Völkerfreundschaft“ und der „Fritz Heckert“ sowie Ferienplätze in der CSSR, in Ungarn und in Polen im Ferienangebot der Gewerkschaft. Besonders begehrt und immer ausgebucht sind in jedem Jahr die 300 Urlaubsplätze im ungarischen Siofok am Balaton.



Die betriebseigenen Bungalows am Helenesee bei Frankfurt (Oder) sind besonders bei jungen Familien aus dem EKO sehr beliebt.

Stillstand erzeugt Mittelmaß

Die Bilanz der DDR-Metallurgie, die die SED-Führung im März 1978 zieht, ist ernüchternd. Im Vergleich mit dem fortgeschrittenen internationalen Niveau bestehen trotz großer Investitionen in den zurückliegenden Jahren gravierende Rückstände.

Nach dem Aufbau einer eigenen Stahlindustrie beginnt 1954 eine längere Phase der Konsolidierung. Mit dem 1963 beschlossenen Metallurgie-Programm sollen auch die notwendigen Modernisierungsschritte eingeleitet werden. Dieser Prozess gerät jedoch wenige Jahre später ins Stocken. Ausdruck dessen ist 1967 der Abbruch des Ausbaus des EKO. Die ineffektiven Strukturen der ostdeutschen Eisen- und Stahlindustrie bleiben damit weiter bestehen. Außerdem rächt sich die Entscheidung der staatlichen Plankommission Ende der 1960er Jahre, die kapitalintensive Roheisenproduktion im EKO stufenweise zurückzufahren und bis 1973 ganz einzustellen. Erst nach langen Diskussionen werden diese Stilllegungspläne gestoppt.

In der Zwischenzeit verpasst die DDR den Anschluss an das internationale Niveau. 1978 liegt die Produktivität der Roheisenherstellung im internationalen Vergleich um 40 bis 50 % zurück. Noch gravierender sind die Rückstände bei der Rohstahlerzeugung. So basieren mehr als 75 % des in der DDR hergestellten Stahls auf der aus dem 19. Jahrhundert stammenden Siemens-Martin-Technik. Damit gehört die DDR neben Kanada und Ungarn zu den einzigen Industriestaaten der Welt, die bis dahin noch immer nicht das neue Sauerstoffblasverfahren eingeführt haben.



Arbeitsbedingungen im EKO 1978: Das in den Hochöfen erschmolzene Roheisen wird auf der Masselgießmaschine zu festen Barren (Masseln) vergossen und zur Weiterverarbeitung in die Stahlwerke und Gießereien der DDR transportiert.

Das Scheitern eines Gemeinschaftsprojektes

Am 26. Juni 1979 beschließt das SED-Politbüro, in Eisenhüttenstadt den metallurgischen Kreislauf endgültig zu schließen. Noch zehn Jahre zuvor war der zuständige Minister zu der Einschätzung gelangt, ein Ausbau des EKO würde die Möglichkeiten der DDR bei weitem übersteigen. Er riet vom Bau neuer Werke ab. Diese nun vollzogene Kehrtwendung ist auch die Folge eines gescheiterten gemeinschaftlichen Projektes des Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW).

Im Jahr 1972 unterzeichnen die Salzgitter AG und die Korf-Stahl AG in Moskau eine Vereinbarung über den Bau eines integrierten Hüttenwerkes auf der Basis der Direktreduktion in Oskol, 600 Kilometer südlich von Moskau. Als ein Jahr später der sowjetische Außenhandelsminister in Köln einen Generalvertrag signiert, gehören nun auch die Friedr. Krupp AG und Siemens dem Konsortium an. Projektiert von westdeutschen Unternehmen und ausgestattet mit westdeutschen Anlagen und westdeutscher Technologie soll eines der modernsten und größten Hüttenwerke der Welt entstehen und die Staaten des RGW ausreichend mit Stahl beliefern. Eine daraufhin 1976 fertiggestellte Studie beziffert die Gesamtkosten des Projektes auf 20 Milliarden DM. Angesichts dieser Riesensumme schraubt die sowjetische Seite ihre Kapazitätsvorstellungen deutlich nach unten. Im März 1979 schließt die Friedr. Krupp AG einen Vertrag über den Bau eines Elektroblockstahlwerkes mit einer Jahreskapazität von nunmehr 1,45 Millionen Tonnen.

Mit dieser Reduzierung der Stahlmenge ist das RGW-Gemeinschaftsprojekt vom Tisch. Für die DDR ist nun der Weg frei, ein eigenes Stahlwerk zu errichten. 1984, im selben Jahr, in dem das Stahlwerk im EKO anläuft, geht auch das Oskol Elektrometallurgische Kombinat (OEMK) als das modernste Hüttenwerk der Welt in Betrieb. Mit einem Gesamtvolumen von 5 Milliarden DM wird es das größte Projekt in der Geschichte der Industriekooperation von BRD und Sowjetunion.



Das OEMK ist heute das Flaggschiff des Konzerns Metalloinvest, Russlands größtem Stahlproduzenten.

ZWISCHEN HOFFNUNG UND NIEDERGANG (1980 - 1989)

Anfang der 1980er Jahre entsteht in Eisenhüttenstadt eines der modernsten Stahlwerke Europas. Damit soll die DDR-Stahlindustrie in die Lage versetzt werden, die Volkswirtschaft ausreichend mit Stahl zu versorgen, um teure Importe abzulösen. Dieses Großvorhaben in Milliardenhöhe lässt die bereits bestehende hohe Verschuldung der DDR im westlichen Ausland weiter anwachsen. Der ebenfalls geplante Bau eines Warmwalzwerkes wird 1987 abgebrochen.

Am Ende der DDR existieren im EKO zwei Welten. Einerseits wird Stahl auf höchstem technologischem Niveau produziert. Jedoch ist das Kombinat aufgrund des nicht geschlossenen metallurgischen Kreislaufes in Produktivität und Effektivität international nicht wettbewerbsfähig. Andererseits existieren Betriebsteile, die technologisch, ökologisch und wirtschaftlich schon seit Jahren verschlissen sind. Beispielsweise sind die Hochöfen trotz punktueller Modernisierungen technisch veraltet, Anlagen der Kaltbandproduktion müssen dringend modernisiert werden.

In den Herbstmonaten 1989 überschlagen sich die Ereignisse. Große Teile der Bevölkerung nehmen nun offen gegen das Machtmonopol der SED Stellung. Eine breite Oppositionsbewegung formiert sich. Diese Veränderungen lösen auch im Werk einen Umbruch aus. In Eisenhüttenstadt vollzieht sich die Wende dagegen eher ruhig.

1980

Auf einem Staatsbesuch in Österreich gibt DDR-Staatschef Erich Honecker am 10. November bekannt, dass die österreichische VOEST Alpine AG den Großauftrag zum Bau eines neuen Konverterstahlwerks in Eisenhüttenstadt erhält.

1984

Am 7. März wird termingerecht der erste Stahl im neuen EKO-Konverterstahlwerk geblasen und auf der Brammenstranggießanlage abgegossen.

1987

Auf Grund der wirtschaftlichen Lage der DDR wird der Bau eines Warmwalzwerkes in Eisenhüttenstadt erneut abgebrochen. Der metallurgische Kreislauf bleibt am Standort unvollendet.

1988

Als Beitrag zum Automobilprogramm der DDR werden im EKO auf zwei Spritzgussmaschinen Stoßstangen aus Plaste für den PKW „Wartburg 1300“ produziert.

1989

Im April veröffentlicht der Eisenhüttenstädter Rechtsanwalt und Bürgerrechtler Rolf Henrich sein Buch „Der vormundschaftliche Staat“. Die erste Montagsdemonstration in Eisenhüttenstadt findet am 6. November statt. Im EKO werden Partei- und Gewerkschaftsleitung abgesetzt.

Die „journalistische Bombe“ von Linz

Für die Mitarbeiterzeitung der VOEST-Alpine ist es eine „journalistische Bombe“, was am 11. November 1980 das SED-Organ „Neues Deutschland“ eher beiläufig bekannt gibt. Anlässlich eines Besuches von DDR-Staatschef Erich Honecker in Österreich heißt es, sei der Auftrag über die Errichtung eines Konverterstahlwerks in Eisenhüttenstadt an die Linzer Firma gegangen.

Bis zu diesem Zeitpunkt verhandelt eine Gruppe von DDR-Experten intensiv mit vier Firmen über diesen Großauftrag in Milliardenhöhe. Nach langen und schwierigen Gesprächen liegen bis 1980 Angebote von der VOEST-Alpine AG (Österreich), von Krupp-Industrie- und Stahlbau (BRD), Nippon Steel (Japan) und Creasot-Loire Entreprises (Frankreich) vor. Am 12. November, also zwei Tage nach der Entscheidung in Linz, übergeben die Fachleute eine erste Verhandlungsanalyse. Da alle Angebote über dem vorgegebenen Preislimit von 1,5 Milliarde Valutamark liegen, soll bis Mitte Dezember eine endgültige Beschlussvorlage erarbeitet werden. Was die Experten im EKO nicht wissen, ist, dass zu diesem Zeitpunkt der Großauftrag längst an die österreichische VOEST-Alpine AG vergeben ist. Erich Honecker und sein Wirtschaftsberater Günter Mittag haben, ohne die Meinung der Fachleute abzuwarten, den eigenen politischen Wünschen und Vorstellungen folgend, bereits ihre Wahl getroffen.

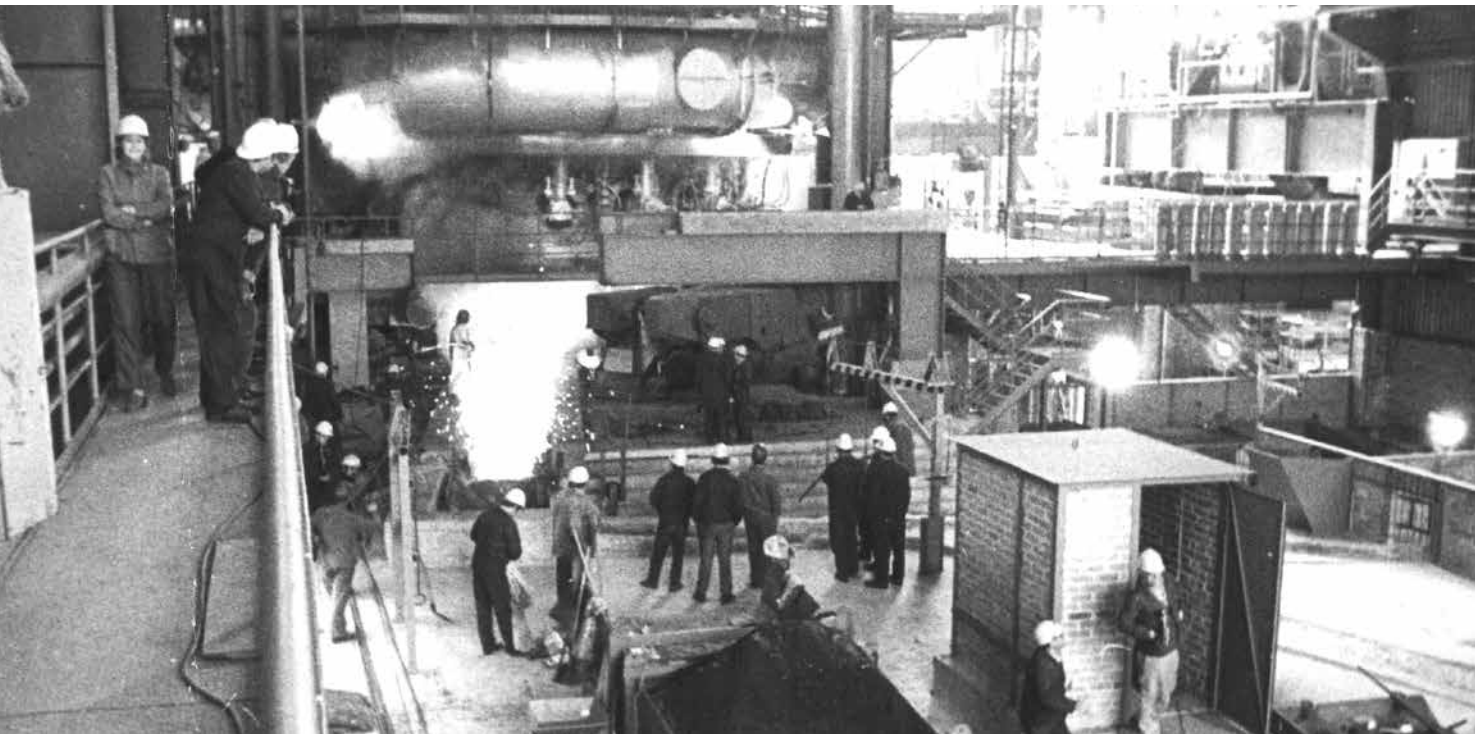
Offensichtlich verbindet die SED-Führung mit dieser Auftragsvergabe mehrere Ziele. Anfang der 1980er Jahre hat die Verschuldung der DDR bereits gigantische Ausmaße angenommen, so dass ein Projekt dieser Größenordnung eigentlich nicht finanzierbar ist. Honecker und Mittag sind jedoch der irrigen Auffassung, ein Kompensationsgeschäft würde der DDR nichts kosten und drängen daher auf eine schnelle Entscheidung. Darüber hinaus passt Österreich in die ehrgeizigen politischen Ambitionen der DDR-Führung in jenen Jahren der atomaren Aufrüstung in Mitteleuropa. Für seine sogenannte „Koalition der Vernunft“ sucht Honecker Verbündete im Westen. Österreich mit seiner propagierten politischen Neutralität ist dafür der passende Partner. Aus fachlicher Sicht ist diese Vergabe dennoch ein Glücksfall. In Eisenhüttenstadt entsteht damit eines der modernsten Stahlwerke Europas.



Die VOEST-Alpine-Werke in Linz sind die Geburtsstätte des LD(Linz-Donawitz)-Verfahrens, bei dem in einem birnenförmigen Konverter mit einer wassergekühlten Lanze chemisch reiner Sauerstoff auf das Roheisenbad aufgeblasen und dadurch das flüssige Roheisen zu Stahl verwandelt wird.

Der „Fünfer“ mit neuer Dimension

Am 28. September 1985 wird der Hochofen V nach umfangreicher Rekonstruktion wieder angeblasen. Es ist ein neuer Hochofen, ein Hochdruckofen, und von seinem Nutzvolumen der größte Ofen im EKO. Mit der Inbetriebnahme des Stahlwerkes 1984 steigt auch der Bedarf an Roheisen. Ein Weg, die Leistungsfähigkeit der bestehenden Hochöfen zu steigern, ist, das Roheisen in größeren Hochöfen zu erschmelzen. Weltweit ist inzwischen die Technik soweit fortgeschritten, dass Hochöfen mit einem Nutzinhalt von über 3000 m³ keine Seltenheit mehr sind. Für EKO kommen solche Größenordnungen zwar nicht in Frage, aber die Rekonstruktion eines bestehenden Ofens bei gleichzeitiger Vergrößerung des Volumens schon. Deshalb entscheidet man sich für den sogenannten 1100er-Typenofen, wie er bereits in der Sowjetunion und der CSSR gebaut wird.



Inbetriebnahme des Hochofen V mit einem Nutzvolumen von 1100 m³ im September 1985.

Im September 1982 beginnt der Bau dieses neuen Hochofens. Dazu wird der alte Hochofen V demontiert. Die Rekonstruktions- und Montagearbeiten übernehmen die Vitkovicer Eisenwerke aus Ostrava (CSSR). Im November 1985 geht der neue „Fünfer“ in Betrieb. Aus Kostengründen wird zunächst nur der erste Bauabschnitt realisiert. Damit sind der Leistung des Hochofens Grenzen gesetzt. Die Tagesleistung an Roheisen beträgt nur 1327 Tonnen. Der notwendige zweite Bauabschnitt wird erst in den Jahren 1989/1990 ausgeführt. Im Normalbetrieb ist nun eine Tagesleistung an Roheisen von 1800 Tonnen möglich, als Spitzenwert sogar 2500 Tonnen.

„Köpfe müssen rollen ...“

Im April 1986 beschließt der 11. SED-Parteitag, im EKO den gesamten metallurgischen Zyklus „in seiner Produktivität und Effektivität ... zu einer internationalen Spitzenleistung zu führen“.

Im EKO selbst ist in dieser Zeit die Lage angespannt. Im zurückliegenden Jahr ereignen sich eine Reihe gravierender Störfälle. Angefangen hat es im Januar 1985 mit einer Havarie im neuen Konverterstahlwerk, in deren Verlauf etwa 300 Tonnen Stahl auslaufen. Im Kaltwalzwerk kommt es zu weiteren Pannen. Im Sommer 1985 meldet Generaldirektor Manfred Drodowsky dem Ministerium einen Gießpfannendurchbruch im Konverterstahlwerk. Allen ist klar, wenn das gerade angelaufene Stahlwerk seine Planziele nicht erreicht, ist nicht nur die Versorgung der DDR-Wirtschaft mit Stahl in Gefahr, sondern auch die Zahlungsverpflichtungen für das Kompensationsobjekt mit der VOEST-Alpine AG sind bedroht.

In dieser Situation fordert SED-Generalsekretär Erich Honecker eine sofortige umfassende „Schwachstellenanalyse“. Das Renommierprojekt „Konverterstahlwerk“ hat für ihn persönlich und die Wirtschaftspolitik der Partei hohen Symbolgehalt. Der zuständige Minister Kurt Singhuber stellt deshalb auch klar, „das Konverterstahlwerk ist das Werk unseres Generalsekretärs“ und an die Adresse des EKO gewandt „nun haben sie das Spielzeug, und nun sind sie zu dämlich, es zu beherrschen“. Es müssen „Köpfe rollen“, lässt er noch verlauten. Nicht zum ersten Mal sucht die SED-Führung die Ursache für Probleme bei neuen Anlagen im Versagen der Kombinatiisleitung. Eine eilig ins EKO entsandte Arbeitsgruppe stellt dann auch als Auslöser für die Häufung an Störfällen die „Selbstgefälligkeit“ des amtierenden Generaldirektors heraus.

Karl Döring, der als stellvertretender Minister bei der Havarie im Konverterstahlwerk nach Eisenhüttenstadt beordert worden war und sich dort als Krisenmanager bewährt hat, löst im Dezember 1985 Manfred Drodowsky als Generaldirektor des Bandstahlkombinates ab.



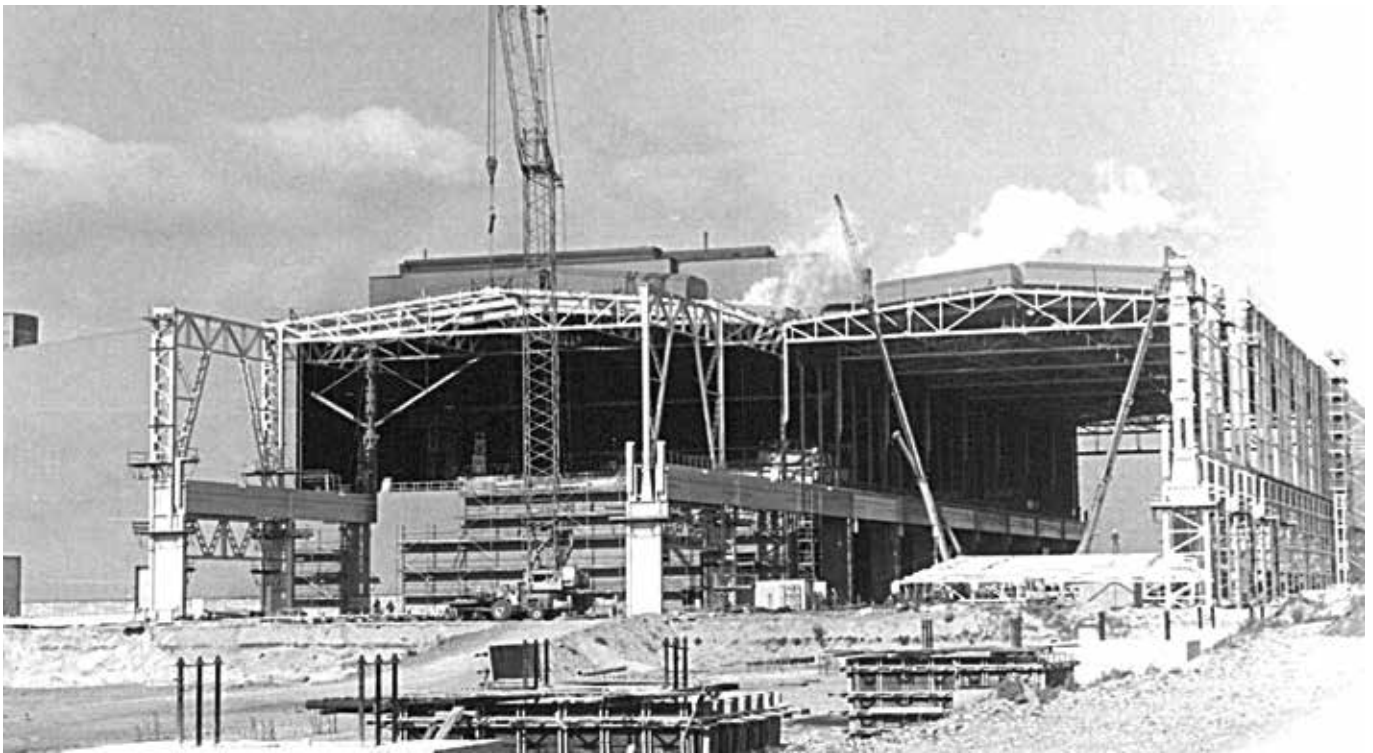
Generaldirektor Manfred Drodowsky (r.) gemeinsam mit VOEST-Alpine Vorstandsleiter Klaus Czempirek (Mitte) bei der Eröffnung der Baustelle für das Konverterstahlwerk am 15. Juni 1981.

Stahltourismus - Made in GDR

Die Leipziger Messe ist für die DDR-Führung traditionell ein besonderer Rahmen, um Verträge zu Prestigeprojekten medienwirksam abzuschließen. So ist im Frühjahr 1987 geplant, während der Leipziger Messetage ein Abkommen mit der Sowjetunion über den Bau einer modernen Warmbreitbandstraße im EKO zu besiegeln.

Das Warmwalzen von Stahl ist das noch immer fehlende Glied des Metallurgiekreislaufes im EKO. Seit September 1983 liegt ein vom SED-Politbüro genehmigter Vorschlag zum Bau dieses Werkes vor. Primär soll es mit eigenen Kapazitäten errichtet werden. Schwere Ausrüstungen der Walzstraße werden aus der Sowjetunion und Hochleistungstechnik aus dem Westen kommen. Während 1987 einige Hallen bereits errichtet sind, ist die Sowjetunion nicht in der Lage ihre Leistungen termingerecht zu erfüllen. Von westlicher Seite liegen das favorisierte Angebot eines westeuropäischen Konsortiums um Schloemann-Siemag (BRD) und eine Offerte der japanische Firma Mitsubishi vor. Nach Intervention von SED-Wirtschaftssekretär Günter Mittag erhält letztlich Mitsubishi den Zuschlag. Für Gerhard Schürer, Leiter der Staatlichen Plankommission, ist die Lieferung eines 32-Bit-Rechners, den nur der japanische Konzern in seinem Angebot hat, Anlass für diese Entscheidung. Das SED-Politbüro beschließt im Frühjahr 1987 den Abbruch der Bauarbeiten im EKO. Anstelle dessen werden Verhandlungen über den Import einer kompletten Warmbandstraße aus Japan aufgenommen. Wie sich in der Folge herausstellt, ist diese Anlage für die Anforderungen in Eisenhüttenstadt jedoch ungeeignet. Das Projekt wird abgebrochen und der metallurgische Kreislauf bleibt im EKO unvollendet.

Stattdessen werden die im Stahlwerk erzeugten bis zu 30 Tonnen schweren Stahlblöcke weiter per Bahn gen Westen nach Salzgitter und ins Ruhrgebiet transportiert und dort zu Warmband-Bunden gewalzt, um danach wieder nach Eisenhüttenstadt zurückgebracht zu werden. Dieser unwirtschaftliche „Stahltourismus“ von etwa 800.000 Tonnen Brammen auf über 20.000 Güterwagen kostet die DDR jährlich 177 Millionen Valutamark.



Im Oktober 1986 sind die Bauarbeiten für das neue Warmwalzwerk noch im vollen Gange. Die zum Abbruch 1987 bereits fertiggestellten drei Adjustagehallen werden bis heute genutzt.

Die Wende in Eisenhüttenstadt

Der „Schuppen“, wie das Klubhaus der Gewerkschaft genannt wird, platzt an diesem 30. Oktober 1989 aus allen Nähten. Hunderte Menschen drängen in den bereits überfüllten Saal. Für die nicht mehr Eingelassenen werden vor dem Klubhaus Lautsprecher aufgestellt. Den auf dem Podium versammelten Amtsträgern aus Werk und Stadt schlägt die geballte Unzufriedenheit der Bürger entgegen. Dennoch verläuft die Kundgebung, wie der gesamte Umbruch in Eisenhüttenstadt, ruhiger als anderswo. Ein breites Protestpotential und politische Oppositionsgruppen existieren nicht, auch die Kirche bietet kein Forum für kritische Diskussionen. Dabei kommen mit Rudolf Bahro und Rolf Henrich, dem Mitbegründer des Neuen Forums, zwei bekannte Regimekritiker der DDR aus der Stadt.

Am 6. November 1989 findet in Eisenhüttenstadt die erste öffentliche Montagsdemonstration mit 500 Teilnehmern statt. Weitere Demonstrationen folgen, aber die Teilnehmerzahl geht immer mehr zurück. Ein Runder Tisch bildet sich im Januar 1990.

Die eigentliche Wende findet im EKO statt. Ab September 1989 mehren sich die kritischen Stimmen, die Veränderungen im Werk fordern. In allen Bereichen werden Rundtischgespräche und Foren durchgeführt, auf denen aktuelle Probleme besprochen und hitzig diskutiert werden. Nach Bekanntwerden von Einzelheiten über Korruption und Machtmissbrauch sowie Machenschaften der Staatssicherheit im Werk werden Forderungen nach dem Ende des Führungsanspruchs der SED laut. Im Dezember stellt die SED ihre Tätigkeit im Werk ein. Ein runder Tisch beim Generaldirektor wird einberufen. Am 6. Dezember setzt eine Vertrauensleutevollversammlung die alte Gewerkschaftsleitung ab und wählt als Übergang bis zur Bildung eines Betriebsrates einen „Sechserat“. Damit existiert im EKO erstmals eine demokratisch gewählte Interessensvertretung der Belegschaft.



Rolf Henrich (l.) am 7. November 2014 bei der Verleihung des Stahl-Literaturpreises an Richard Schröder, einen der prominentesten Zeitzeugen des Vereinigungsprozesses. Der Eisenhüttenstädter Rechtsanwalt und Bürgerrechtler Rolf Henrich war 1989 Mitbegründer des Neuen Forums in der DDR.

ÜBERLEBENSKAMPF UND MODERNISIERUNG (1990 - 1999)

Nach der Wiedervereinigung Deutschlands 1990 geraten Werk und Stadt erneut in das Rampenlicht deutscher Geschichte. Der Erhalt von EKO Stahl wird zum Politikum ersten Ranges und zum Akt mit historischer Symbolkraft: Diesmal für den erfolgreichen Übergang eines großen DDR-Kombinats von der Plan- in die Marktwirtschaft.

Im Jahr der Wiedervereinigung 1990 befindet sich EKO Stahl zunächst in einer existenziellen Krise. Als neugegründete Aktiengesellschaft und ein unter Treuhandverwaltung stehendes Unternehmen ist es im nun wiedervereinten Deutschland dem Wettbewerbsdruck eines übermächtigen Stahlmarktes ausgeliefert. Mit der Währungsunion am 1. Juli brechen traditionelle Handelsbeziehungen weg. Die Folge ist ein drastischer Auftragsrückgang. Erst als EKO Stahl für das Ostgeschäft den klassischen Tausch Ware gegen Ware wiederentdeckt, kommt es zu einer wirtschaftlichen Erholung des Unternehmens.

Mit der Sanierungskonzeption sowie dem Zukunfts- und Personalkonzept verfügt EKO Stahl zwar über einen zukunftsorientierten Unternehmensplan, zur Umsetzung bedarf es jedoch der Privatisierung. Zeitgleich ist der Kampf um den Erhalt des Stahlstandortes in vollem Gange. Unter dem Motto „Eisenhüttenstadt muss leben – darum Stahl“ gelingt es den Stahlwerkern mit der Unterstützung von Politikern auf Landes- und Bundesebene sowie der Bürger der Stadt den Stahlstandort zu erhalten.

Nach einem „nervenzersetzenden Auf und Ab“ erfolgt im Dezember 1994 die Privatisierung der EKO Stahl GmbH durch das belgische Stahlunternehmen Cockerill Sambre. Damit kann ein Investitionsprogramm zur weiteren Modernisierung und zum Ausbau des Unternehmens umgesetzt werden. 1997 wird der neue Hochofen angeblasen und mit der Inbetriebnahme einer Warmbandstraße schließt sich endlich der metallurgische Kreislauf am Standort.

1990

Als Unternehmen der Treuhand wird EKO Stahl am 16. Mai in eine Aktiengesellschaft überführt.

1991

Am 17. September beginnt mit der Aktion „Eisenhüttenstadt muss leben – darum Stahl“ der langwierige Kampf des Unternehmens und der Region um den Erhalt des Stahlstandortes.

1994

Am 22. Dezember wird die am 17. Juni gebildete EKO Stahl GmbH durch das belgische Stahlunternehmen Cockerill Sambre übernommen.

1997

Mit der Inbetriebnahme des Hochofens 5A am 2. April und des Warmwalzwerkes am 22. Juli werden die technische Restrukturierung umgesetzt und der metallurgische Kreislauf bei EKO Stahl geschlossen.

1998

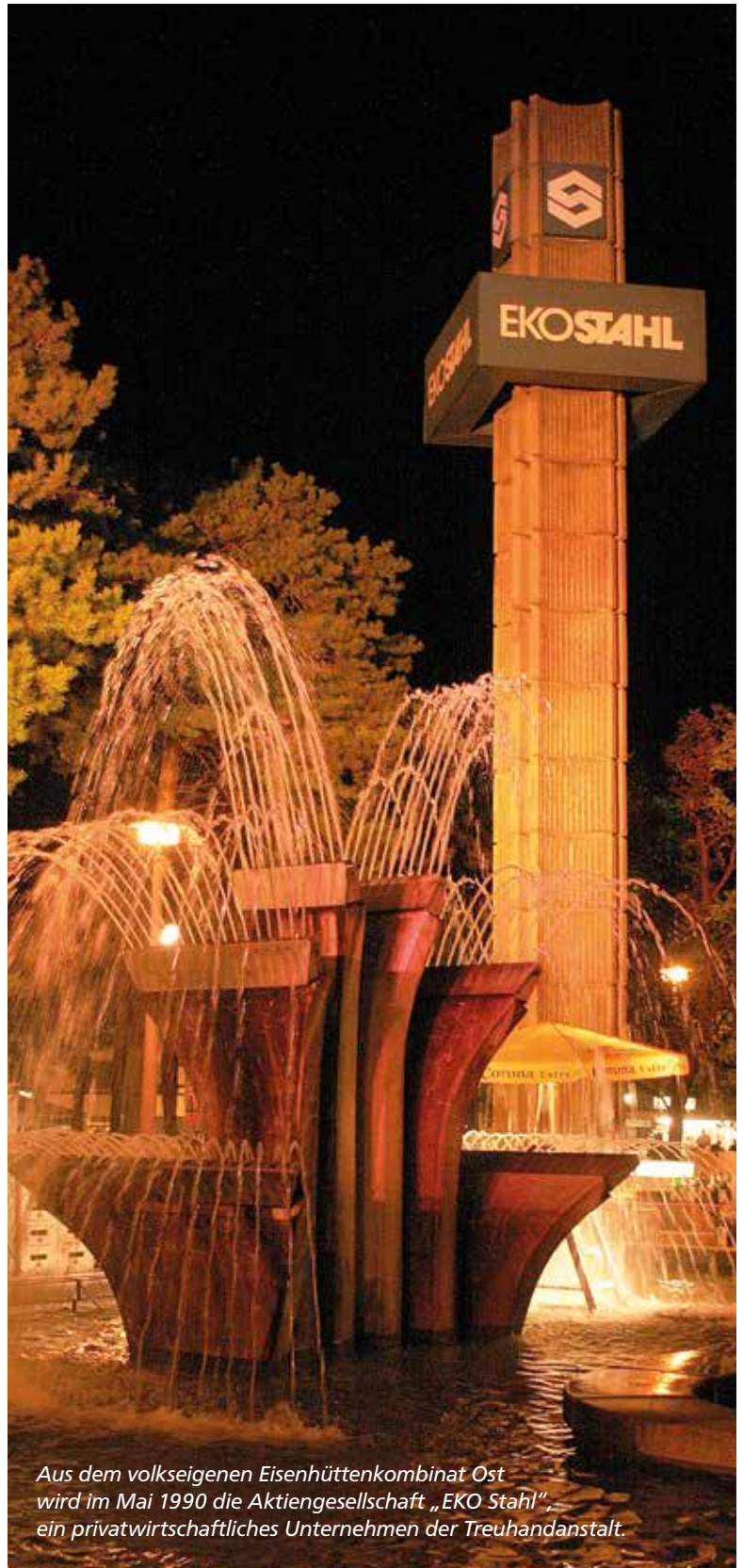
EKO Stahl veröffentlicht am 19. August den Aufruf „Gegen Rechtsextremismus und Gewalt, für Toleranz“ und ist wenige Wochen später Wegbereiter des Handlungskonzepts „Tolerantes Brandenburg“.

Der Beginn eines schwierigen Weges

Das Klubhaus der Gewerkschaft ist am 22. März 1990 bis auf den letzten Platz gefüllt. Die EKO-Kombinatsleitung hat zum „Tag des Meisters“ eingeladen. Die Versammelten interessieren sich vor allem für die Konsequenzen, die sich aus den Ergebnissen der Volkskammerwahl vor wenigen Tagen für ihr Werk ergeben. Generaldirektor Karl Döring räumt ein, dass sich mit dem Wahlergebnis vom 18. März die Perspektiven des Kombinates grundlegend geändert haben. Seine Aussage vom Januar, EKO bleibt „ein sozialistischer Betrieb“, entspricht nicht mehr den Realitäten. „Die Bevölkerung dieses Landes hat sich für ein Programm der uneingeschränkten Marktwirtschaft, der schnellstmöglichen Währungs- und Wirtschaftsunion und des schnellen Anschlusses der DDR an die BRD entschieden.“ Er legt ein Konzept zum Übergang des EKO in die Marktwirtschaft vor. Die wichtigste Botschaft an die EKO-Belegschaft ist, auf die eigene Kraft zu vertrauen. Den Leitungskräften erteilt er den „einwöchigen Denkauftrag“, Lösungen für die Überführung des Kombinates in eine Kapitalgesellschaft zu entwickeln.

Auf einer Klausurtagung am 2. April wird entschieden, EKO in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. In den folgenden Wochen beraten Arbeitsgruppen die nächsten Aufgaben. Am 16. Mai wird EKO eine Aktiengesellschaft. Noch ist unklar, welchen Namen die neue Gesellschaft tragen soll. Im Handelsregister erscheint dann als Firmennamen „EKO Stahl AG“. Die Abkürzung EKO erhält jedoch eine neue Bedeutung:

- E** = Eisen und Stahl
- K** = Kaltgewalzte Qualitätsbleche
- O** = Oberflächenveredelte Bleche, Bänder und Profile



Aus dem volkseigenen Eisenhüttenkombinat Ost wird im Mai 1990 die Aktiengesellschaft „EKO Stahl“, ein privatwirtschaftliches Unternehmen der Treuhandanstalt.

Ein Wegbegleiter in die Marktwirtschaft

Am 27. Januar 1990 kommt es im Ostberliner Palasthotel zu einer folgenreichen Begegnung. Der Vorstandsvorsitzende der Hoesch AG aus Dortmund, Detlev Rohwedder, vermittelt am Rande eines deutsch-deutschen Wirtschaftsforums den Kontakt zwischen Karl Döring und Otto Gellert, einem renommierten Unternehmensberater aus Hamburg. Gellert bietet dem EKO-Generaldirektor an, „ihm fünf Werktage kostenfrei für Beratung zur Verfügung zu stehen“. Aus diesem leicht dahingesprochenen Angebot wird ein vierjähriges Engagement. Otto Gellert wird zu einem entscheidenden Mitgestalter des erfolgreichen Übergangs von EKO Stahl in die Marktwirtschaft.

Im April kommt Otto Gellert auf Einladung von Karl Döring erstmals nach Eisenhüttenstadt, „um die Beratungen vor Ort zu beginnen, nebenbei aber auch bei Nordhäuser Korn abends die gemeinsame deutsch-deutsche Vergangenheit aufzuarbeiten“. Zunächst geht es um die Umwandlung des volkseigenen Kombinates in eine Kapitalgesellschaft. Gellert rät zu einer Aktiengesellschaft, „um so von der Rechtsform her die besten Voraussetzungen für das EKO in dem sich abzeichnenden Wettbewerb zu schaffen“.

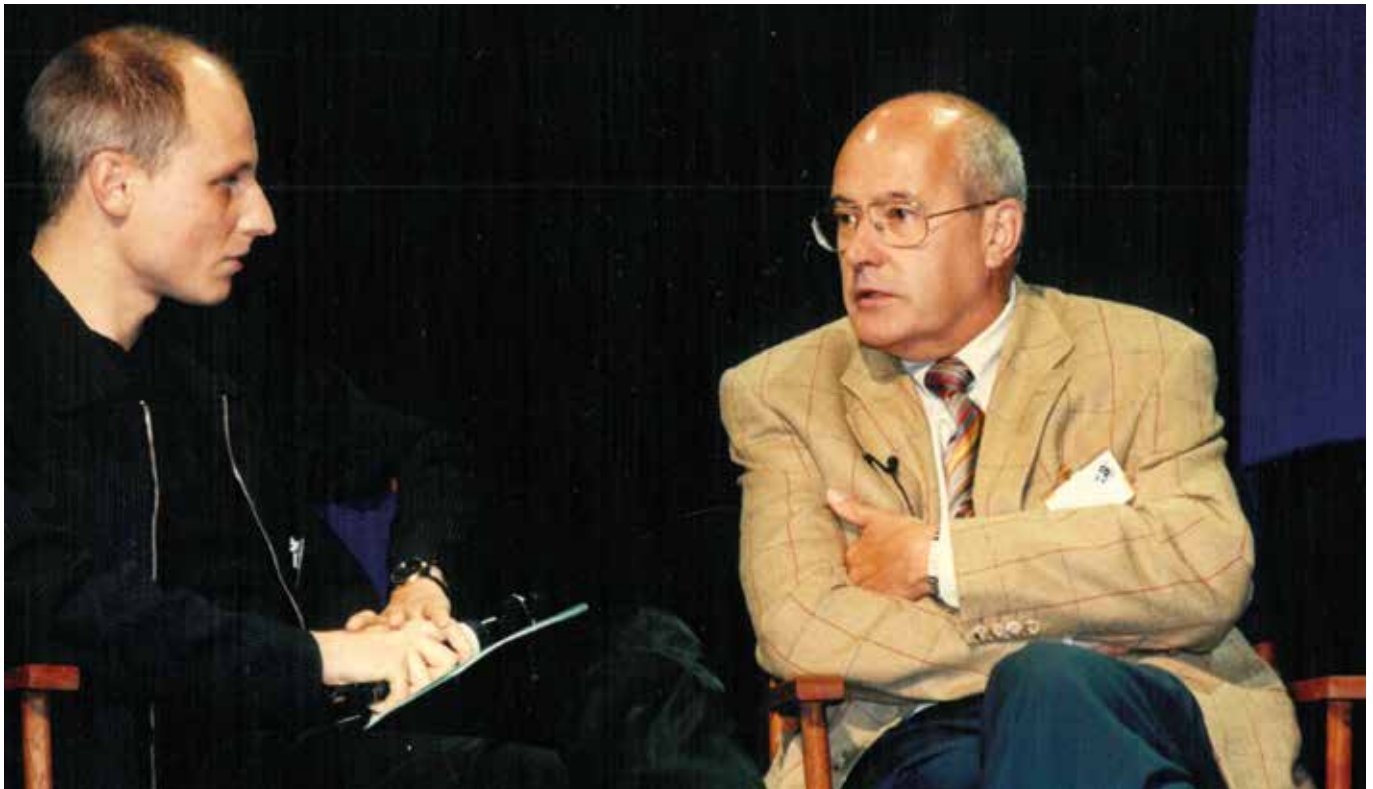
Am 1. September konstituiert sich im Internationalen Handelszentrum in der Berliner Friedrichsstraße der erste Aufsichtsrat der EKO Stahl AG. Otto Gellert wird dessen Vorsitzender, sein Stellvertreter ist der Leiter des Zweigbüros Düsseldorf der IG Metall, Rainer Barcikowski. Oberstes Ziel des Aufsichtsrates ist der Erhalt des Stahlunternehmens. In den folgenden Monaten erteilt Otto Gellert nicht nur dem EKO-Vorstand mit „einem mitunter schwer auszuhaltenden, aber nie wirklich verletzenden Sarkasmus ... immer neue Lektionen in Marktwirtschaft“, sondern inspiriert und begeistert auch die Treuhandanstalt sowie die Landes- und Bundespolitik für diese Idee. In seiner Doppelfunktion als Aufsichtsratsvorsitzender und als stellvertretender Verwaltungsratsvorsitzender der Treuhandanstalt ist er maßgeblich an der EKO-Privatisierung beteiligt. Dabei erlebt er Höhen und Tiefen, ohne aber sein Ziel, den Erhalt des Stahlstandortes Eisenhüttenstadt, aus dem Auge zu verlieren.



Der Hamburger Unternehmensberater Otto Gellert (1929-2014) ist vier Jahre Vorsitzender des Aufsichtsrates der EKO Stahl AG. Gemeinsam mit Detlev Rohwedder steht er auch an der Spitze der Treuhandanstalt.

Ostgeschäft wird zum Rettungsanker

Die englische Tageszeitung „The Guardian“ vergleicht die Folgen der Wirtschafts- und Währungsunion vom 1. Juli 1990 mit einer „ökonomischen Atombombe“. Ein unrealistischer Umtauschkurs nimmt den meisten ostdeutschen Unternehmen jede Chance, am Markt zu bestehen. Von einem Tag auf den anderen sind sie nicht mehr konkurrenzfähig, überschulden sich oder gehen bankrott. EKO Stahl droht das gleiche Schicksal. Am Ende des Jahres besteht ein Minus von fast zweihundert Millionen DM. Der ehemalige DDR-Markt ist weggebrochen, auch der traditionelle Handel mit Partnern im Osten kommt aus Devisengründen fast zum Erliegen.



Inspirator und Macher der Geschäfte mit Russland ist EKO-Vorstandsvorsitzender Karl Döring. Er hatte in der Sowjetunion studiert und verfügt über ausgezeichnete Kontakte zur russischen Stahlindustrie.

In dieser Situation besinnt sich EKO-Vorstandsvorsitzender Karl Döring auf das klassische Bartergeschäft, also den Tausch Ware gegen Ware. Seine guten Beziehungen in die Sowjetunion sind ebenso hilfreich, wie die Tatsache, dass EKO Stahl weiterhin Warmband benötigt. Am 14. November 1990 wird eine Absichtserklärung mit dem Stahlkombinat Tscherepowez unterzeichnet. Zwei Tage später eröffnet eine EKO-Geschäftsstelle in Moskau, weitere in St. Petersburg und Kiew folgen. Bereits 1991 liefert EKO Stahl 350.000 Tonnen kaltgewalzte Bleche und Bänder an sowjetische LKW- und Landmaschinenproduzenten. Im Gegenzug erhält man 390.000 Tonnen Vormaterial aus Tscherepowez. Döring ist sich bewusst, dass dies „eine abenteuerliche Konstruktion“ ist, denn „verantworten mussten wir diesen Millionen-Deal allein“.

In den nachfolgenden Jahren ist diese Absatzlinie gen Osten für EKO Stahl ein wichtiger Rettungsanker im Überlebenskampf. Immerhin werden bis 1994 jährlich über 300.000 Tonnen kaltgewalzte Erzeugnisse, also über ein Drittel der Kapazität des Kaltwalzwerkes, nach Russland geliefert. Auch nach der Privatisierung 1995 erhält EKO Stahl noch fast 490.000 Tonnen Warmband aus Russland.

Ein Wessi als Motivator im Überlebenskampf

„Ich komme aus einer Krisenregion im Ruhrgebiet. In Eisenhüttenstadt bin ich nicht angetreten, um hier die Lichter auszuschalten“, ermutigt Hans-Peter Neumann am 17. September 1991 die EKO-Vertrauensleute im vollbesetzten Eisenhüttenstädter Friedrich-Wolf-Theater. Es ist die Gründungsveranstaltung der Aktion „Eisenhüttenstadt muss leben – darum Stahl!“ und der Beginn des Kampfes um den Erhalt des Stahlstandortes Eisenhüttenstadt.

Hans-Peter Neumann ist seit Anfang des Jahres Arbeitsdirektor von EKO Stahl. Er ist der erste „Wessi“ im EKO-Vorstand und bringt aus seinem Berufsleben in der westdeutschen Stahlindustrie eine wichtige Erfahrung mit: Wie organisiert und meistert man die grundlegende Umstrukturierung eines Stahlwerkes ohne betriebsbedingte Kündigungen? Einen Prozess, den man im Osten nicht kennt. Hans-Peter Neumann ist ein begabter Organisator, dem es gelingt, maßgebende Leute aus Politik und Wirtschaft an einen Tisch zu bringen sowie funktionierende Einrichtungen zu schaffen, um den notwendigen Personalabbau mit Wegen der Weiterbeschäftigung, Qualifizierung oder Vorruhestandregelungen zu verbinden. Aus seiner Tätigkeit als Personaldirektor bei Thyssen weiß er, wie man die Belegschaft für den Kampf um den Erhalt ihres Standortes motiviert. Für ihn ist dies eine Herausforderung, die ihn antreibt und nicht ruhen lässt.



Mit Unverständnis begegnet er der Haltung seiner einstigen Weggefährten im Ruhrpott, die EKO Stahl am liebsten stilllegen wollen. Rigoros setzt er sich aber auch mit den alten Seilschaften aus DDR-Zeiten auseinander. Da kann es auch schon einmal vorkommen, dass er sich als Geschäftsführer für die Interessen der Belegschaft gegen einen resignierenden Betriebsrat stark machen muss. So geschehen im April 1994, als nach der gescheiterten Privatisierung durch Riva die Vertreter der Treuhand und des Betriebsrates bei tausenden EKO-Beschäftigten nur Ratlosigkeit hinterlassen. Neumann tritt ans Mikrofon und spricht den Versammelten aus dem Herzen: „Ich bin vor drei Jahren nicht hierhergekommen, um tote Erde zu machen – wir werden weiterkämpfen.“ Der „Spiegel“ schreibt, dass es schon eine merkwürdige Situation sei, wenn ein Mitglied der Geschäftsführung „kämpferischer auftritt als seine Betriebsräte und Gewerkschafter“.

Geschäftsführer und Arbeitsdirektor
Hans-Peter Neumann auf einer Kundgebung vor
über Tausend EKO-Beschäftigten am 29. April 1994.

Das EKO-Lied

„In nur einer Woche war ‚unser Lied‘ fertiggestellt“, mit Stolz erinnert sich Bernd Pagel an die Entstehung des EKO-Liedes. Im Herbst 1991 ist Bernd Pagel im EKO Vorsitzender der Vertrauenskörperleitung der IG Metall und am 17. September ins Aktionskomitee „Eisenhüttenstadt muss leben – darum Stahl“ gewählt worden. Dort überlegt man nun, wie man medienwirksam und deutschlandweit auf die Situation der Menschen hier in der Region aufmerksam machen kann. „Denn wer kannte bis dahin schon Eisenhüttenstadt? So entstand die Idee, mit einem Lied, ... eine Identifikation für die Menschen im Kampf um den Erhalt von Werk und Stadt und um die Zukunft ihrer Kinder zu schaffen.“

Für den 29. Oktober ist eine große Schülerdemonstration in Eisenhüttenstadt angekündigt. Man braucht also schnell ein Lied und eins, dass auch noch den „Nerv“ der Jugend trifft. In wenigen Tagen schreibt Michael Sellin einen Text und Dirk Michaelis vertont ihn. Beide sind von der bekannten Band „Karussell“, die 1987 mit der Wundehymne „Als ich fortging“ ihren größten Erfolg hat.

Das Lied mit dem Refrain „Gute Maloche für gutes Geld. Keine Geisterstadt am Arsch der Welt“ wird zur populären Hymne im Überlebenskampf für das EKO. „Von Stunde an begleitete uns ‚unser Lied‘ bei allen über die Jahre folgenden Aktionen“, erinnert sich Bernd Pagel. Es war „von niemanden zu überhören und für alle eine Mahnung, bei ihren Entscheidungen an die Menschen hier an der Oder zu denken!“

Erstmals wird das EKO-Lied am 29. Oktober 1991 bei der Demonstration von Schülern und Auszubildenden in Eisenhüttenstadt gespielt.



Die Machenschaften der westdeutschen Stahlbosse

Am 12. Oktober 1992 ist im „Spiegel“ zu lesen: „Die deutschen Stahlbosse, die sich vergangene Woche mit Kollegen aus aller Welt in Tokio trafen, waren offensichtlich nicht nur an Vorträgen interessiert. Wann immer sie konnten, in der Bar oder auf den Fluren des Hotels Okura, nahmen sie Krupp-Chef Gerhard Cromme beiseite und redeten auf ihn ein. Manager von Thyssen, Preussag (Salzgitter) und Klöckner wollten Cromme von einem heiklen Vorhaben abbringen. Den Konkurrenten missfiel, dass Krupp nach Hoesch nun auch die ostdeutsche EKO-Stahl übernehmen wollte.“ Unter dem Titel „Mit großer Geduld“ berichtet das Magazin, wie sich westdeutsche Stahlmanager aus „Eigeninteresse und persönlicher Profilierung“ gegen EKO Stahl verschworen hatten.

Auslöser dieser Attacken auf Krupp-Chef Gerhard Cromme sind dessen Übernahmeabsichten für EKO Stahl. Im Februar hat Krupp ein konkretes Angebot bei der Treuhand eingereicht, dass neben der Modernisierung des Kaltwalzwerkes, die Errichtung eines Elektrostahlwerkes und einer Dünnbrammen-Gieß-Walzanlage sowie die Zusicherung des Erhalts von 2800 Arbeitsplätzen im Kernbereich der Stahlerzeugung vorsieht. Im Sommer 1992 geraten die Verhandlungen aufgrund der sich zuspitzenden Stahlkrise jedoch ins Stocken. Dem Branchenprimus Thyssen, der von Anfang an gegen die Übernahme von EKO Stahl durch den Essener Konkurrenten intrigiert, bietet sich nun die Gelegenheit, offen dagegen vorzugehen. Für Thyssen-Chef Heinz Kriwet sind die Stahlkapazitäten der ostdeutschen Treuhandunternehmen „überflüssig wie ein Kropf“. Er droht mit einer Klage bei der Europäischen Kommission, falls EKO Stahl weiter subventioniert wird. Ruprecht Vondran, Präsident der Wirtschaftsvereinigung Stahl, bietet Ersatzarbeitsplätze an, wenn EKO Stahl sein Kerngeschäft Stahl aufgibt. Und die Kommissare in Brüssel lehnen den Treuhand-Sanierungsplan für EKO Stahl als „wettbewerbsverzerrende Beihilfen“ ab.



Die Krupp Stahl AG zieht daraufhin ihr Übernahmeangebot zurück. Der EKO-Aufsichtsrat erfährt am 12. Oktober während seiner regulären Sitzung durch den Spiegel-Artikel davon. „Wir dachten, nun bricht alles zusammen. Einige hatten Tränen in den Augen“, erinnert sich Aufsichtsratsmitglied Rainer Werner. Gleichzeitig macht sich aber auch Trotz breit. Der EKO-Vorstand erhält sofort den Auftrag, ein eigenständiges Unternehmenskonzept zu erarbeiten.

Am 10. September 1992 gibt der Vorstandsvorsitzende der Krupp Stahl AG, Jürgen Harnisch, bekannt, dass der ursprünglich Plan, das gesamte EKO zu übernehmen, aufgegeben werden musste. Am 12. Oktober 1992 vermeldet der „Spiegel“, dass die Privatisierung gescheitert ist.

Aufschwung Ost wird Chefsache

„Diese Betriebe werden wir nicht absaufen lassen“, verspricht Bundeskanzler Helmut Kohl im November 1992 in Schwerin. Gemeint sind die industriellen Kerne in Ostdeutschland, die noch nicht privatisierten Restbestände der Treuhandanstalt.

Die Bundesregierung korrigiert damit ihre bisherige Strategie zur Privatisierung der ehemaligen DDR-Wirtschaft. Das Experiment, „alles dem Spiel der freien Kräfte zu überlassen“, ist gescheitert. Nach dem Verkauf der „Filetstücke“ der ehemaligen DDR zeigen die westdeutschen Konzerne wenig Interesse an der weiteren Privatisierung. Den übrig gebliebenen Großunternehmen, wie auch EKO Stahl, droht das Aus. Aufgrund der sozialen und politischen Brisanz für das wiedervereinte Deutschland erklärt Bundeskanzler Kohl nun den „Aufschwung Ost“ zur Chefsache.

Die Vorsitzende der Treuhand Birgit Breuel ist über diese Kursänderung wenig begeistert, muss sie doch die bisherige Praxis der konsequenten Liquidierung von unrentablen Betrieben im Osten aufgeben. Die Treuhand erhält den Auftrag, nunmehr verstärkt nach ausländischen Investoren für diese industriellen Kerne im Osten zu suchen. Darüber hinaus verspricht Bundeskanzler Kohl Milliarden-Subventionen aus der Staatskasse, um den kriselnden Betrieben „Luft zum Atmen“ zu verschaffen.

Für EKO Stahl ist diese Wende der Wirtschaftspolitik der Bundesregierung eine wichtige Weichenstellung im Überlebenskampf. Fortan steht das Stahlunternehmen, wie andere industrielle Kerne des Ostens, unter dem Schutz des Bundeskanzlers und hat in ihm einen starken Verbündeten.



Die Präsidentin der Treuhandanstalt Birgit Breuel bei ihrem Besuch des EKO-Pavillons auf der Hannover Messe 1993 im Gespräch mit Karl Döring, Carl Hahn (ehemaliger VW-Chef) und Eckhardt Hoppe.

Eine Stadt in Aufruhr

„Der Minister Hirche und ich haben uns kurz entschlossen, gestern zum Ministerrat der Europäischen Gemeinschaft nach Brüssel zu fahren. Das ist denen da noch nicht passiert. Die haben das so fast wie ein Sit-in empfunden und das etwas zerknirscht und gedrückt zur Kenntnis genommen, aber sie haben sich wahrscheinlich gedacht: Lieber zwei als wenn 10.000 kommen und haben uns doch akzeptiert.“ Die Teilnahme von Brandenburgs Ministerpräsident Manfred Stolpe an der Tagung der EG-Industrieminister in Brüssel am 4. Mai 1993 ist nur eine von zahlreichen außergewöhnlichen Aktionen im Kampf um den Erhalt des Stahlstandortes Eisenhüttenstadt.

Angefangen hat alles im Herbst 1991 mit einer Solidaritätskundgebung von Schülern und Auszubildenden der Stadt. In der Folge jagt eine Demo die andere. Immer wieder kommen Politiker aus Bund und Land nach Eisenhüttenstadt und bekunden ihre Unterstützung. Die ganze Stadt kämpft für ihr Werk. Als klar wird, dass die wichtigen Entscheidungen über den Erhalt des Werkes in Berlin, Bonn und Brüssel fallen, verlagern sich die Aktionen dorthin. Am 8. November 1991 demonstrieren EKO-Beschäftigte vor der Treuhandzentrale in Berlin. Mit Bussen und PKW blockieren am 27. Februar 1992 etwa 2000 Stahlwerker die Autobahn A 12 in Richtung Berlin. Aus Protest gegen die gezielte Kampagne der Wirtschaftsvereinigung Stahl gegen EKO Stahl beginnt am 1. März 1993 vor dem Friedrich-Wolf-Theater eine 65-tägige Mahnwache. Wenige Tage später riegeeln Betriebsräte und Politiker aus Eisenhüttenstadt mit Roheisenmasseln den Eingang zur Wirtschaftsvereinigung in Düsseldorf ab. Unter dem Motto „Eisenhüttenstadt – Modell für Europa“ findet am 18. Juni 1993 in Brüssel im Concert Noble mit großer Medienpräsenz die Vorstellung des EKO-Unternehmenskonzeptes statt.



Am 27. Februar 1992 blockieren Beschäftigte von EKO Stahl aus Protest gegen die Politik der Treuhandanstalt die Autobahn A 12 in Richtung Berlin.

In diesen Jahren des Überlebenskampfes gelingt es den Eisenhüttenstädter Stahlwerkern, mit machtvollen Demonstrationen und spektakulären Aktionen von Eisenhüttenstadt bis Brüssel auf ihre Situation aufmerksam zu machen. Begleitet werden diese Aktivitäten von einer großen Sympathiewelle und der Solidarität zwischen Geschäftsführung, Betriebsrat und Belegschaft, zwischen Werk und Stadt sowie einer engen Verbindung mit politischen Entscheidungsträgern auf Landes- und Bundesebene bis hin zur Europäischen Union.

Tauziehen in Europa

Am 18. November 1993 richtet sich das besondere Interesse aller am Erhalt von EKO Stahl Beteiligten auf Brüssel. Dort soll der Ministerrat der Europäischen Gemeinschaft (EG) über die Stahlsubventionen und damit auch über die finanziellen Beihilfen für EKO Stahl entscheiden. Konkret geht es dabei um nicht weniger als 13 Milliarden DM Fördermittel für italienische, spanische, portugiesische und ostdeutsche Stahlwerke, davon 813 Millionen DM für EKO Stahl.

Bereits im Vorfeld dieser Sitzung wird die Causa „EKO Stahl“ unter den Staaten der EG immer mehr zu einem politischen Tauziehen. Gemäß dem Motto „quid pro quo“* müssen bei den Entscheidungen in Brüssel nationale Interessen berücksichtigt werden, will man im Ministerrat Einstimmigkeit erzielen. Ein Beteiligter erinnert sich, „dass der dänische Industrieminister plötzlich Bedenken hatte und jeder sich dann fragte, was hat denn Dänemark gegen EKO Stahl. Und dann stellte sich heraus, dass die Dänen ein kleines Stahlwerk haben, das Schiffsstahl produziert. So dass auf einmal der Däne den Finger hob und sagte, in der Menge und in einer bestimmten Befristung mit mir überhaupt nicht, denn ich habe auch meine eigenen Interessen.“

Nach zähen Verhandlungen liegt am 18. November 1993 dem EG-Ministerrat ein Vorschlag vor, doch die Vertreter aus Großbritannien, Dänemark, Frankreich und Luxemburg erheben Bedenken gegen die Stahlsubventionen. Bis zum nächsten Ministerrat ist die Kommission nun damit beschäftigt, diese Bedenken auszuräumen. Zahllose Gespräche werden geführt und Kompromisse ausgehandelt. Anfang Dezember steht die Vorlage erneut zur Entscheidung. Der Ministerrat genehmigt zwar den Beihilfeantrag für EKO Stahl, die Zustimmung von Dänemark und Großbritannien erfolgt jedoch unter Vorbehalt. Diesmal geht es um verfahrenstechnische Dinge. Die anwesenden Minister beider Staaten haben in dieser Frage kein Mandat ihrer Parlamente. Das heißt, erst nach Zustimmung der jeweiligen parlamentarischen Ausschüsse kann das Verfahren der EG nochmals zur Entscheidung gestellt werden. Am 17. Dezember sind es die Industrieminister, die damit turnusmäßig den Beihilfeantrag für EKO Stahl genehmigen. Anderenfalls hätten die Gesundheits- oder Postminister diese Entscheidung treffen müssen.

* Quid pro quo (lat.: dieses für das) ist ein Rechtsgrundsatz, nach dem eine Person, die etwas gibt, dafür eine angemessene Gegenleistung erhalten soll.

Der Belgier Karel van Miert gehört als Vizepräsident und Mitglied der Europäischen Kommission zu den wenigen Unterstützern von EKO Stahl auf europäischer Ebene.



Ehemalige Kombinatbetriebe nach der Wende

„Krupp kam im vollen Marsch, jetzt tritt er uns in den Arsch – im Namen der Hinterbliebenen!“ Mit diesem Spruch auf einem Flugblatt machen die Stahlwerker in Oranienburg ihren Unmut Luft. Krupp schließt 1993 das Kaltwalzwerk Oranienburg, die modernen Anlagen werden demontiert und nach China verkauft.

Dabei sehen die Chancen für den ehemaligen Betrieb des Bandstahlkombinates Eisenhüttenstadt (BKE), als er drei Jahre vorher an die Krupp Stahl AG verkauft wird, recht gut aus. Das Werk ist Ende der 1980er Jahre mit französischen und schwedischen Anlagen modernisiert worden und gehört zu den modernsten seiner Art in Europa. Trotz Millionen an Fördermitteln zur Sicherung von 600 Arbeitsplätzen folgt aber aufgrund einer verfehlten Unternehmenspolitik von Krupp ein Untergang auf Raten.

Von den ehemaligen Walzwerken des Bandstahlkombinates gelingt nach der Wende letztendlich nur die Privatisierung des Walzwerkes in Burg, seit 2009 Edelstahl Service Center Burg GmbH. Die Walzwerke in Olbernhau, Bad Salzungen, Oranienburg und Finow werden stillgelegt.

Das Stahl- und Walzwerk in Thale wird durch mutige Investoren gerettet und 2007 die THALETEC GmbH gegründet. Das Magnesitwerk Aken ist heute einer von 32 Produktionsstandorten der RHI Refractories Didier-Werke AG, dem Weltmarktführer im Bereich Feuerfestmaterialien.



Das 1984 zeitgleich mit dem Konverterstahlwerk bei EKO neu errichtete Magnesitwerk Aken ist für die kleine anhaltinische Industriestadt an der Elbe auch nach 1990 ein Garant für sichere Arbeitsplätze.

Schrott für das Zukunftskonzept

Als am 11. August 1993 vier Ingenieure unter der Leitung von Werner Feist die Eisenhüttenstädter Entwicklungsgesellschaft für Wertstoffgewinnung mbH gründen, geht es nicht darum, Altlasten zu beseitigen, sondern vor allem nach vorn zu schauen, zukunftsfähige Visionen zu entwickeln, um den Stahlstandort Eisenhüttenstadt in der Marktwirtschaft zu erhalten.

Das EKO-Modernisierungskonzept sieht zu dieser Zeit vor, die Flüssiglinie durch ein Elektrostahlwerk zu ersetzen und die Warmbandlücke mit einer Dünnbrammen-Gieß-Walzanlage zu schließen. Unter dieser Prämisse müssen neue Wege für eigene, leistungsstarke Schrottaufbereitungsaktivitäten beschritten werden. Das Kernteam der neuen Planungsgesellschaft konzipiert die Schrottversorgung und -aufbereitung von EKO Stahl völlig neu, plant erforderliche Investitionen, beantragt notwendige Genehmigungen und erarbeitet entsprechende Förderanträge. Außerdem gelingt es, in Kooperation mit erfahrenen Partnern das notwendige Know-how in Bezug auf Kauf- und Logistikprozesse in der Branche aufzubauen und sich letztlich einen anerkannten Platz auf dem Schrottmarkt zu erkämpfen.

Im Februar 1996 genehmigt der EKO-Aufsichtsrat die Gründung der Eisenhüttenstädter Recycling GmbH (ERG). Von einem Elektrostahlwerk ist nicht mehr die Rede. Trotzdem muss die Schrottversorgung des Stahlwerkes gesichert werden. In den Folgejahren kommen neue Geschäftsfelder dazu, wie die Entsorgung und Aufbereitung von Abfall- und Hüttenreststoffen, die Industriereinigung, die Zinkaufbereitung sowie umfangreiche stahlwerksnahe Dienstleistungen. Die Tochter ERG wird für EKO Stahl zu einem wichtigen Partner, wenn es um Umweltschutz, Recycling, Kreislaufwirtschaft und Schrottversorgung geht.



Der Schrottplatz der Eisenhüttenstädter Recycling GmbH am EKO-Stahlwerk.

Entscheidung zwischen Bremen oder Eisenhüttenstadt

Am 18. Juli 1994 trifft sich der Präsident des belgischen Stahlunternehmens Cockerill Sambre, Jean Gandois, in Berlin mit der Treuhandanstaltpräsidentin Birgit Breuel. Gandois sucht seit langem nach Möglichkeiten, um die Präsenz der von ihm geführten Gruppe auf dem deutschen Markt auszubauen. Er hat zunächst die Wahl zwischen den Klöckner-Werken in Bremen und EKO Stahl. Als im Mai 1994 die italienische Riva-Gruppe von der EKO-Privatisierung zurücktritt, entscheidet er sich für EKO Stahl. Im September 1994 reicht Cockerill Sambre bei der Treuhandanstalt in Berlin ein Angebot zur Übernahme von EKO Stahl ein.

Die Offerte des belgischen Stahlherstellers erweist sich als die Beste für den Standort. Jean Gandois hat konkrete Pläne für EKO Stahl: „Entscheidende Elemente waren zum einen der Gesamtbetrag der durchzuführenden Investitionen und zum anderen die Anzahl der Arbeitsplätze, die langfristig in Eisenhüttenstadt erhalten werden sollten. Zur Beantwortung dieser Fragen musste die zukünftige industrielle Struktur von EKO Stahl bestimmt werden.“ Nach reiflichen Überlegungen favorisiert er das Konzept „eines klassischen integrierten Werkes“ mit neuem Hochofen und neuer Warmwalzstraße, „weil es nach meiner Auffassung die Persönlichkeit von EKO Stahl stärken und EKO für die Zukunft den vollen Handlungsspielraum sichern würde, den es für sein weiteres erfolgreiches Bestehen braucht“.

Am 22. Dezember 1994 wird zwischen Cockerill Sambre und der Treuhandanstalt in Berlin der Vertrag zur Privatisierung der EKO Stahl GmbH unterzeichnet.



Der Präsident von Cockerill Sambre, Jean Gandois, nimmt am 31. Januar 1995 die neue Bundinspektionslinie, ein Hauptobjekt des Modernisierungsprogramms Kaltwalzwerk, in Betrieb.

Der Poker um EKO Stahl

Im Oktober 1994 stimmen Bundesregierung, Treuhandanstalt und der Aufsichtsrat von EKO Stahl der Privatisierung durch das belgische Unternehmen Cockerill Sambre zu. Daraufhin schlägt die Europäische Kommission dem EU-Ministerrat vor, den Antrag der Bundesregierung auf Gewährung einer Beihilfe zur Privatisierung und Umstrukturierung von EKO Stahl zu genehmigen. Anfang November kommt das Signal aus Frankreich, dass man nur zustimmt, wenn dem Land gestattet werde, seine Werftenindustrie weiterhin zu subventionieren. Auch in London hat man Einwände gegen die staatlichen Hilfen für EKO Stahl. Bis in den Dezember hinein pokern Frankreich und Großbritannien in Brüssel um die Durchsetzung eigener Subventionswünsche. Erst nach Zugeständnissen an beide Länder bewilligt man am 8. Dezember 1994 das Beihilfevorhaben Deutschlands zugunsten EKO Stahl. Diese Entscheidung ist, wie der damalige britische Botschafter in Deutschland später schreibt, „nach einer Reihe von Kontakten auf hoher Ebene“ zustande gekommen. Er spielt damit auf Direktkontakte zwischen Bundeskanzler Helmut Kohl und Premierminister John Major an.

Am 1. Januar 1995 wird EKO Stahl ein Unternehmen der Cockerill Sambre Gruppe. Ein jahrelanges Ringen um die Privatisierung ist damit beendet, der Stahlstandort Eisenhüttenstadt gerettet.



Am 10. Dezember 1994 wird der Vertrag zur Privatisierung der EKO Stahl GmbH im Beisein von Bundeswirtschaftsminister Günter Rexrodt, Ministerpräsident Manfred Stolpe und Treuhandvorstand Hans Krämer in Eisenhüttenstadt unterzeichnet.

Eine königliche Visite am neuen Hochofen

Der König besucht das „Seraing an der Oder“, überschreibt die größte belgische Tageszeitung „La libre Belgique“ ihren Bericht vom Besuch des belgischen König Albert II. am 12. Juli 1995 in Eisenhüttenstadt. In seiner Begleitung ist auch der Präsident von Cockerill Sambre, Jean Gandois, der an diesem Tag noch einen weiteren Termin wahrnimmt. Er legt den Grundstein für einen neuen Hochofen. „Der Ofen ist die Basis“, erklärt er dabei, „für eine neue, moderne und vor allem kostengünstigere Produktion in der EKO Stahl GmbH“ und wird dazu beitragen „aus EKO eines der modernsten integrierten Stahlwerke der Welt zu machen“.

Am 2. April 1997 erfolgt nach 22 Monaten Bauzeit mit dem Kommando „Wind auf“ der technologische Start am neuen Hochofen. „Das erste Roheisen vom COCEKO“ titelt die Betriebszeitung „EKO aktuell“. Zusammengesetzt aus Cockerill Sambre und EKO Stahl ist dies der Geburtsname des Hochofens 5A, den kaum noch einer kennt. Es ist eine Würdigung der guten Zusammenarbeit an diesem deutsch-belgischen Gemeinschaftsprojekt, soll aber auch daran erinnern, dass die Vorbilder in Lüttich und Charleroi dem neuen „Fünfer“ das Aussehen sowie den Zuschnitt der technischen Anlagen geben.

Knapp vier Wochen später, am 28. April 1997, entzündet Erhard Hellmich als jüngster Apparatewärter eine Fackel in der Schmelze des Hochofens II und trägt sie gemeinsam mit dem ältesten Schichtmeister Heinz Ewald zum neuen Ofen. Um 11.12 Uhr wird angeblasen und einen Tag später fließt das erste Roheisen. Die projektierte Tagesleistung von 4128 Tonnen Roheisen ist schnell erreicht. Der Hochofen 5A produziert damit so viel Roheisen wie drei der bisherigen Öfen. Bereits am 30. Januar 1998 ist die millionste Tonne Roheisen geschafft, bei einer durchschnittlichen Tagesleistung von 4600 Tonnen. Heute werden im Hochofen 5A täglich über 5000 Tonnen Roheisen geschmolzen.

Der Hochofen 5A, die Lebensader der Roheisenerzeugung, ist mit einer Höhe von 80 Metern weithin sichtbar und wird zu einem prägnanten Wahrzeichen Eisenhüttenstadts.



Ein Kunstwerk der Superlative

„Vom 24. Juni an stand das Haus verhüllt da, vom Scheitel bis zur Sohle, und, mit Ausnahme von einem stürmischen Tag am Anfang, schimmerte der alte Kasten im wechselnden Licht bis zum Schluss am 7. Juli. Zwei ganze Wochen schwebte Berlin im Glück“, erinnert sich der Historiker Michael S. Cullen an die Verhüllung des Berliner Reichstages im Sommer 1995. Über zwanzig Jahre hatten Christo und seine Frau Jeanne-Claude für die Verwirklichung dieser spektakulären Kunstaktion kämpfen müssen. Immer wieder wurde das Projekt im Bundestag vorgetragen und immer wieder abgelehnt.

Nun steht er da, der Reichstag „verhüllt in silbrig glitzerndem Stoff, davor Tausende von Menschen, die staunend die Stoffbahnen befühlen, ihre Picknickdecken auf dem großen Rasen vor dem Reichstagsgebäude ausbreiten, um das golden reflektierte Abendlicht zu genießen“. Doch ebenso spektakulär wie diese Bilder vom Sommermärchen 1995 sind die technischen Details des Projektes „Verhüllter Reichstag“, zumal EKO Stahl dabei einen gewichtigen Anteil leistet. Insgesamt benötigen die Künstler 109.400 m² Polypropylengewebe, das mit Aluminium bedampft wurde, 15.600 Meter blaues Polypropylenseil und 200 Tonnen Stahl für die Unterkonstruktion. Zur Verankerung der riesigen Stoffbahnen werden Stahlträger verwendet. Das Stahlwerk von EKO Stahl fertigt dafür 844 Ein- und Zweitonnen-Gewichte aus Stahlbrammen.

Nach Entwürfen von Christo und Jean-Claude wird im Sommer 1995 der Berliner Reichstag verhüllt. Die tonnenschweren Stahlträger zur Halterung der Verhüllung werden bei EKO Stahl produziert.



Der metallurgische Zyklus schließt sich

„Wir haben viel erreicht in den vergangenen Jahren. Die Bilanz ist eindeutig positiv“, verkündet Bundeskanzler Helmut Kohl am 22. Juli 1997 und nimmt zusammen mit Reiko Raute, Auszubildender bei EKO Stahl, mit einem symbolischen Knopfdruck das neue Warmwalzwerk in Betrieb. Der offizielle Festakt steht unter dem Motto „Aufbruch ins neue Jahrhundert“. Das Schließen der technologischen Lücke am Standort ist ohne Zweifel die entscheidende Voraussetzung für die künftige Wettbewerbsfähigkeit und damit für das Überleben von EKO Stahl im neuen Jahrhundert.



Am 22. Juli 1997 erfolgt im Beisein von Bundeskanzler Helmut Kohl die feierliche Inbetriebnahme des Warmwalzwerkes. Nach Jahrzehnten der Rückschläge wird damit bei EKO Stahl schließlich der metallurgische Kreislauf vollendet.

Das moderne Warmwalzwerk arbeitet durch seine kompakte Bauart und die Möglichkeit, im Direkteinsatz die Stahlbramme von der Stranggussanlage des Stahlwerkes mit einer Temperatur von über 800 °C direkt dem Hubbalkenofen zuzuführen, von Beginn an kostengünstig und effektiv. Jedoch muss man sich zunächst an die durch die Europäische Union geforderten Auflagen einer Begrenzung auf 900.000 Tonnen Jahresproduktion bis zum Jahr 2000 sowie auf 1,5 Millionen Tonnen für weitere fünf Jahre halten. Am 26. Januar 2005 wird das letzte Warmband innerhalb dieser Kapazitätsbegrenzung produziert. In den Folgejahren tragen Projekte zur Leistungssteigerung, zur Qualitätssicherung, zum Umweltschutz und nicht zuletzt zur Verbesserung der Arbeitssicherheit dazu bei, dass heute im Warmwalzwerk jährlich mehr als 1,8 Millionen Tonnen Warmband produziert werden.

Ein Unternehmen zeigt Flagge

„Wir, die Geschäftsführung der EKO Stahl GmbH, wenden uns gegen Ausländerfeindlichkeit und Rechtsextremismus in den Betrieben“, heißt es in einem Aufruf vom 19. August 1998.

Ende der 1990-er Jahre werfen rechte Gewalt und Fremdenhass dunkle Schatten auf Deutschland und machen auch nicht vor den Toren des Unternehmens Halt. Als eines der ersten deutschen Wirtschaftsunternehmen bezieht EKO Stahl mit ihrem Aufruf öffentlich Stellung auf die Zunahme rechtsextremistischer Gewalttaten. Seither initiiert und unterstützt das Unternehmen unterschiedliche Aktionen und Initiativen für ein Klima gegenseitiger Achtung und für ein friedvolles Zusammenleben aller Menschen in unserem Land.

Vielfalt, Toleranz, Gleichbehandlung und partnerschaftliches Verhalten werden für EKO Stahl zu Grundpfeilern ihrer Unternehmenskultur. Ausdruck dessen ist eine 2004 verabschiedete Betriebsvereinbarung über Verhaltensgrundsätze und Arbeitsordnung. Erstmals für ein Unternehmen in Deutschland wird darin festgelegt, dass auch Verstöße gegen diese Werte außerhalb des Arbeitsplatzes zu arbeitsrechtlichen Konsequenzen führen. Im Mai 2007 tritt EKO Stahl als eines der ersten deutschen Industrieunternehmen der „Charta der Vielfalt“ bei.

Resümierend schätzt das Unternehmen ein: „Mit unserer Initiative haben wir vor allem denjenigen Mut gemacht, die noch zögerlich oder gar ängstlich dem ‚rechten Phänomen‘ entgegenstanden, ob kommunale Entscheidungsträger, Lehrer und Sozialarbeiter, kleine und mittelständische Unternehmer und auch nur den einfachen Menschen. ... Die Wirtschaft hat dabei eine besondere Vorbildfunktion. Im Bewusstsein dessen werden Betriebsrat und Geschäftsführung von ArcelorMittal Eisenhüttenstadt auch in Zukunft Stellung beziehen und Flagge zeigen.“



EKO Stahl engagiert sich auch nach 1998 gegen rechte Gewalt und für Toleranz. Stahlarbeiter bei einer Demonstration gegen einen Aufmarsch der NPD am 12. Juni 2004 in Eisenhüttenstadt.

Die Göttin des Stahls und Pjotr Hubertusowitsch

Der weltbekannte kirgisische Schriftsteller Tschingis Aitmatow traut an diesem ersten Freitag im November 1999 seinen Augen nicht. In der Kanzel eines riesigen Krans im Warmwalzwerk von EKO Stahl sitzt eine junge, wunderschöne Frau. Mit sicherer Hand hievt sie die riesigen Stahlrollen durch die gigantische Halle. „Göttin des Stahls“ tauft er die junge Schönheit, die den 70-Jährigen mehr fasziniert, als der Prozess des Warmwalzens. „Sie schwebte in der Flughöhe der Vögel, aber keineswegs auf weißen Wolkenkissen für Engel, eher zum Anfassen, allerdings in einem hohen gigantischen Bogen der Konstruktion für das Warmwalzwerk, einer Riesenhalle, die sich über Kilometer zu erstrecken schien“, hält er später seine Eindrücke fest.

Tschingis Aitmatow, der mit der Liebesgeschichte „Djamila“ weltberühmt wurde, ist nicht ohne Grund nach Eisenhüttenstadt gekommen. Zehn Jahre zuvor schrieb Aitmatow mit Günter Grass einen Aufsatz über „Albtraum und Hoffnung“ der Industrialisierung. Für die Autoren des Jubiläumsbandes „Einblicke“ ein Grund, beide zu bitten, ein Essay für das Buch zu verfassen. Beide erklären ihre Bereitschaft und Aitmatow knüpft diese an einen Besuch bei EKO Stahl.

Seine Reise nach Eisenhüttenstadt dient also der Recherche für diesen Text. Einen Dolmetscher braucht er bei der Besichtigung des Warmwalzwerkes nicht. Klaus-Peter Kahle, Leiter des Werkes, beherrscht aus seinem Studium in der Sowjetunion die russische Sprache noch perfekt. Die beiden verstehen sich so gut, dass Aitmatow ihn bereits nach wenigen Minuten bittet, ihn mit Vornamen und dem Namen seines Vaters anreden zu dürfen. Kahle weiß, dass dies eine besondere Ehre ist. Fortan ist er für den prominenten Gast „Pjotr Hubertusowitsch“.

Aitmatow ist nicht nur ein bekannter Autor, sondern auch bis 1990 der letzte sowjetische Botschafter in Luxemburg und bis zu seinem Tod 2008 Botschafter Kirgisistans in Frankreich und den Benelux-Staaten in Brüssel.



Der weltbekannte Schriftsteller Tschingis Aitmatow im Gespräch mit dem Leiter des Warmwalzwerkes Klaus-Peter Kahle.

Zweite Verzinkungsanlage für Autokunden

Über 700 Gäste drängen am 10. Dezember 1999 in die neue EKO-Halle, um an der offiziellen Inbetriebnahme der zweiten Verzinkungsanlage teilzunehmen. „Ich wünsche EKO Stahl mit der neuen Anlage allzeit die richtige Mischung im Zinkpott und qualitätsgerechte Coils im Auslauf zum Wohle unserer Kunden.“ Bernard Serin, Vorstandsvorsitzender von USINOR Auto, weiß um die künftige Bedeutung der neuen Verzinkung in Eisenhüttenstadt. Einerseits erhält EKO Stahl nach der Übernahme von Cockerill Sambre durch den französischen Stahlkonzern USINOR die Zuständigkeit für den anspruchsvollen deutschen Markt und strategisch für den Aufbau einer starken Marktpräsenz in den Ländern Ost-europas. Andererseits sollen mit neuen Flachstahlprodukten den hohen Ansprüchen insbesondere der Automobilkunden in punkto Oberflächenqualität, Umformbarkeit und Korrosionsverhalten Rechnung getragen sowie die Marktanteile in diesem Segment erweitert werden.



Nach 18-monatiger Bauzeit geht am 10. Dezember 1999 die zweite Verzinkungsanlage bei EKO Stahl in Betrieb.

Der Anlauf der neuen Anlage erfolgt in Rekordzeit und die gute Qualität führt rasch zu einer vollen Auslastung der Produktion. Aufgrund ständig steigender Ansprüche der Automobilindustrie, neuer Stahlgüten und der Notwendigkeit, den CO²-Ausstoß drastisch zu reduzieren, sowie einem wachsenden Marktbedarf wird die Anlage in den Folgejahren immer wieder erfolgreich angepasst.

AUFBRUCH INS NEUE JAHRTAUSEND (2000 - 2009)

Nach der Übernahme von Cockerill Sambre durch den französischen Konzern USINOR steht EKO Stahl vor neuen Herausforderungen. Im Rahmen der Konzernstrategie ist das Unternehmen für den Aufbau einer starken Marktpresenz in den Ländern Osteuropas zuständig. Industriell konzentriert man sich auf die Produktion von hochwertigem und oberflächenveredeltem Flachstahl, um am Stahlmarkt bestehen zu können. Dank einer modernen Verzinkungsanlage gelingt es, die Marktanteile insbesondere in der Automobilindustrie zu erweitern. Am Beginn des neuen Jahrtausends ist EKO Stahl ein leistungsfähiges Hüttenwerk mit hochmodernen Anlagen und Technologien sowie einer gut ausgebildeten Belegschaft. Dies bildet das Fundament, auf dem es in den Folgejahren gelingt, das Unternehmen trotz aller Unwägbarkeiten eines turbulenten wirtschaftlichen Umfeldes und wechselnden Eigentümern zu einem leistungstarken und wettbewerbsfähigen Produzenten für qualitativ hochwertige Flachstähle zu entwickeln.

Im Juni 2006 entsteht mit ArcelorMittal der mit Abstand größte Stahlhersteller der Welt. Unter dem Dach der neuen Gruppe orientiert sich ArcelorMittal Eisenhüttenstadt zunehmend auf die Märkte in Deutschland und Osteuropa.

Neben der wirtschaftlichen Entwicklung trägt EKO Stahl als größter industrieller Arbeitgeber in Ostbrandenburg auch eine besondere gesellschaftliche Verantwortung. Anspruch des Unternehmens ist es, ein attraktiver Arbeitgeber in einer attraktiven Region zu sein.

2000

EKO Stahl beteiligt sich an der Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ zur Entschädigung von Zwangsarbeitern aus der Zeit des Nationalsozialismus.

2004

Auf Initiative und mit einem Startkapital von EKO Stahl wird am 7. Februar die Bürgerstiftung Eisenhüttenstadt gegründet. Es folgen drei weitere selbstständige Stiftungen.

2006

Mit ArcelorMittal entsteht im Juni der größte Stahlhersteller der Welt. Im September besucht der neue Präsident des Konzerns, Lakshmi Mittal, Eisenhüttenstadt.

2007

Am 15. Mai unterzeichnet ArcelorMittal Eisenhüttenstadt als eines der ersten Unternehmen in Deutschland die Charta der Vielfalt. Als erster Industriebetrieb im Land Brandenburg erhält ArcelorMittal Eisenhüttenstadt das Grundzertifikat zum audit berufundfamilie® als familienfreundliches Unternehmen.

2008

Im Kaltwalzwerk geht am 19. Juli die Kopplung der Beize mit dem Quarto-Tandem in Betrieb. Der nun kontinuierliche Walzprozess verbessert die Produktqualität und die Effektivität der Produktion.

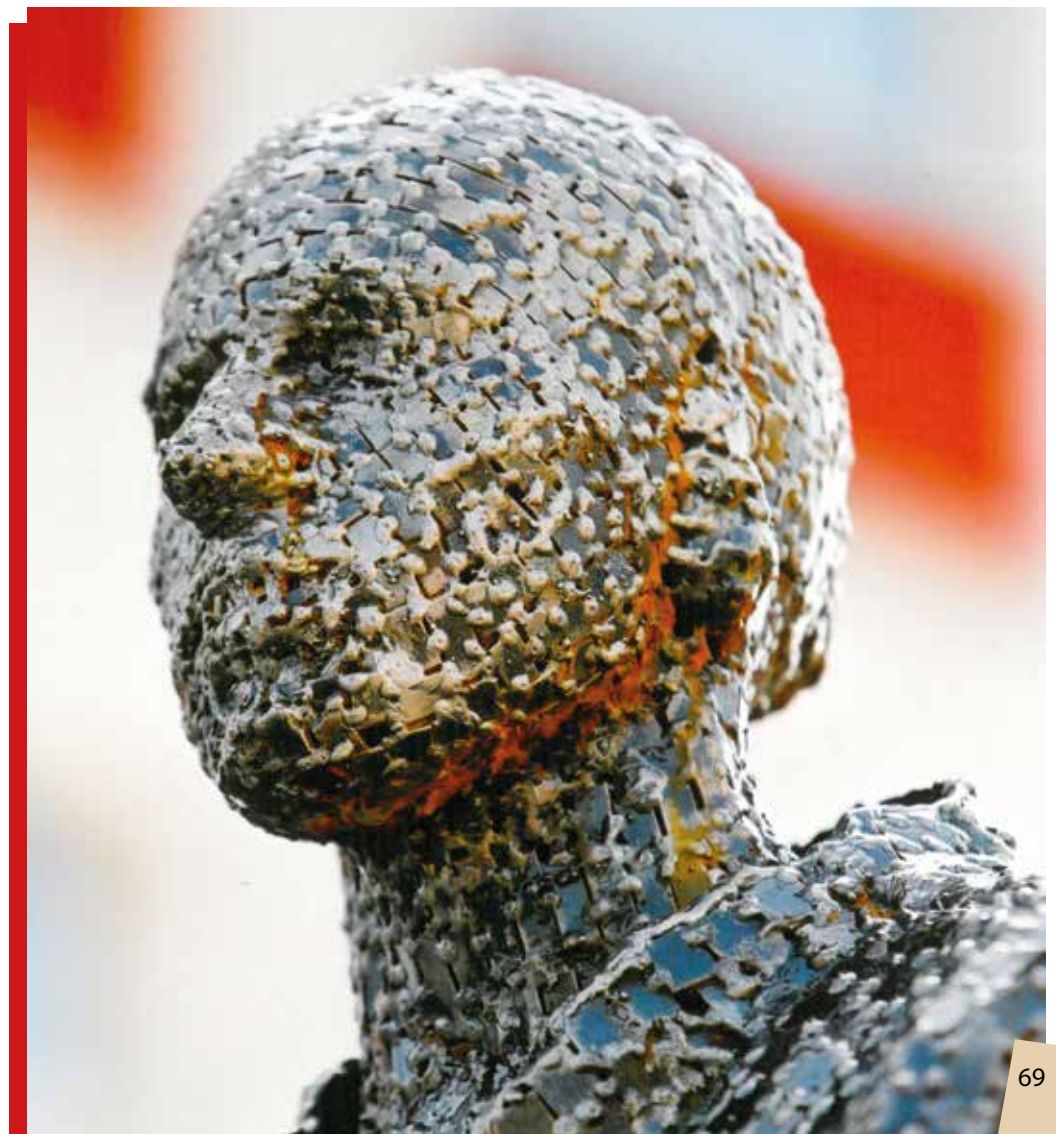
Kunst aus Stahl im Freiraum

Während sich Werk und Stadt auf die große Festwoche zum 50-jährigen Jubiläum Ende August 2000 vorbereiten, versuchen bei EKO Stahl fünfzehn bildende Künstler aus aller Welt in Tag- und Nachtschichten ihre Ideen und Vorstellungen umzusetzen. Als Material stehen ihnen insgesamt etwa 100 Tonnen Stahl (Bleche, Brammen, Stabstahl) zur Verfügung, ebenso zwei große Werkhallen samt Freiflächen sowie Werkzeuge, Ausrüstungen und Technik. Da für nicht alle Künstler der Werkstoff Stahl vertrautes Arbeitsmittel ist, holen sie sich ab und an aber auch den Rat und die Unterstützung von erfahrenen EKO-Stahlwerkern ein.

Anlass dieser ungewöhnlichen Aktivitäten bei EKO Stahl ist ein von Werk und Stadt organisiertes Metallurgie-Pleinair. Es ist bereits die fünfte Kunstwerkstatt dieser Art im Unternehmen. Ohne inhaltliche Vorgaben oder formale Einschränkungen entstehen vom 24. Juli bis 12. August 16 schwergewichtige Kunstwerke aus Stahl. Am Ende des Pleinairs kommen nach Entscheid der Fachjury und Meinung der Bürger der Stadt fünf Werke in die engere Wahl: der „Baum“ des türkischen Künstlers Kenan Sivrikaya, der aus unzähligen Stahlplättchen geschweißte „Hochöfner“ seines Landsmannes Arda, die beiden gebogenen Brammen „Energie-Erfahrung“ von Christoph Roehl, die „Germania Barbarica“ von Eckhard Hermann und „Stier und Frau im Aufwind“ von Rainer Fürstenberg.

Einige dieser monumentalen Kunstobjekte sind bis heute in der Stadt und auf dem EKO-Werkgelände zu bestaunen.

Das aus unzähligen Stahlplättchen geschweißte Kunstwerk „Hochöfner“ des türkischen Metallgestalters Arda.

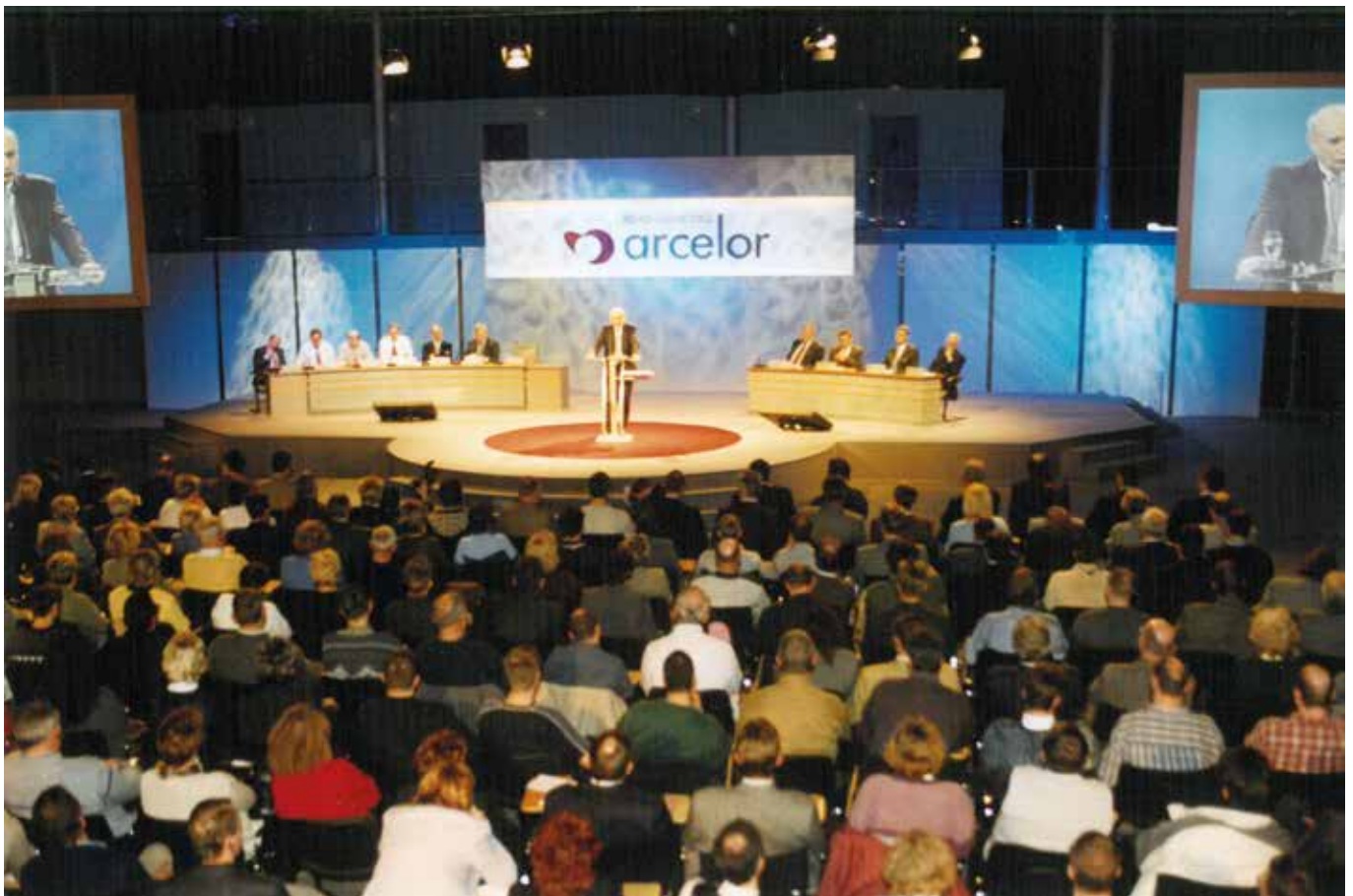


EKO Stahl in der Arcelor Gruppe

Am 19. Februar 2001 geben die europäischen Stahlproduzenten Aceralia, Arbed und Usinor ihre Absicht bekannt, zu fusionieren. Ein Jahr später ist die neue Arcelor Gruppe mit Sitz in Luxemburg an der Börse gelistet. EKO Stahl ist unmittelbarer Beteiligter eines bis dahin einzigartigen Fusionsprozesses in der Stahlbranche. Mit Arcelor entsteht der größte Stahlhersteller der Welt, mit mehr als 110.000 Beschäftigten auf vier Kontinenten.

Das Stahlwerk an der Oder wird dem Flachstahlsektor von Arcelor zugeordnet und bildet zusammen mit den Stahlwerken im belgischen Gent und in Bremen die Nordgruppe. Seine Marktstellung als Anbieter hochwertiger Produkte, seine Leistungskraft und seine regionale Lage bieten dem Unternehmen beste Voraussetzungen für die Fortsetzung der erfolgreichen Entwicklung im neuen Konzernverbund. Zu der wichtigsten Veränderung bei Arcelor gehört die intensivierte Abstimmung der Vertriebsaktivitäten und der einheitliche Auftritt im Markt. Nach dem Prinzip „one face to the customer“ wird der Vertrieb des Konzerns zentral koordiniert. Unter diesen neuen organisatorischen Rahmenbedingungen gilt es für EKO Stahl, die traditionell enge Kundenbindung zu erhalten, zu pflegen und so seine gute Marktposition weiter zu festigen und auszubauen.

Im Zuge der Erweiterung der Europäischen Union 2004 wird für EKO Stahl als östlicher europäischer Standort der Arcelor Gruppe die Erschließung der Wachstumspotenziale in Mittel- und Osteuropa ein strategischer Schwerpunkt.



Auf einer Roadshow in der Inselhalle Eisenhüttenstadt stellt der neue Arcelor-Präsident Guy Dollé am 20. Februar 2002 den weltweit größten Stahlkonzern vor.

Neuer Eigentümer, neues Logo

Mit der Bildung der Arcelor-Gruppe verschwindet im Sommer 2002 auch etwas, was jahrzehntelang das Aushängeschild des Unternehmens gewesen ist: das eigene Firmenzeichen.

Dabei hat das EKO am Beginn seiner Geschichte noch gar kein offizielles Logo. Wahrscheinlich ist dies das Resultat des unvollendeten Aufbaus, denn das erste Symbol aus dem Jahr 1952 zeigt einen Hüttenwerker vor dem Hochofenwerk. Als ein Jahr später der Bau des Stahl- und Walzwerkes gestoppt wird, bleibt dieses über fünfzehn Jahre das äußere Markenzeichen der Hütte. Es ist am Werkseingang als Leuchtreklame weithin sichtbar und ziert einige Jahre das Hochhaus am südlichen Ende der Leninallee.

Mit Bildung des Bandstahlkombinats Eisenhüttenstadt (BKE) Ende der 1960er Jahre, taucht das „S“-Signet erstmalig auf. Nun existieren zwei Logos: Das Bandstahlkombinat verwendet das „S“-Signet. Das Logo für den Stammbetrieb Eisenhüttenstadt ist ein stilisierter Hochofen im Kreis mit den Buchstaben EKO in der Mitte.

Erst Jahre später beginnt mit der sogenannten „künstlerisch-ästhetischen Umweltgestaltung“ des EKO eine fachliche Auseinandersetzung mit der Logo-Frage. Dazu erarbeiten die Berliner Künstler Michael Krille, Peter Schubrig und Roland Heppert 1983 eine entsprechende Konzeption. Im Ergebnis wird das „S“-Signet zum alleinigen Markenzeichen von EKO. Im Juni 1988 wird am Werkseingang an der Pohlitzer Straße eine Stele mit dem „S“-Signet errichtet. Die Pylone am Dreieck erhält lediglich den Schriftzug „EKO“ ohne Symbol. Damit ist die Entscheidung für das „S“-Signet gefallen. Auch nach 1990 bleibt das „S“-Signet das offizielle Logo des Unternehmens, lediglich mit dem Schriftzug der jeweiligen Gesellschafterform (AG, GmbH) bzw. der Zugehörigkeit zu einer Gruppe versehen.

Heute ist das ArcelorMittal-Logo das offizielle Markenzeichen des Unternehmens.



VEB BANDSTAHLKOMBINAT HERMANN MATERN
EISENHÜTTENKOMBINAT OST



EKO STAHL AG



EKO STAHL

GRUPPE COCKERILL Sambre



EKO STAHL

GRUPPE USINOR



Mit ZUG in die Zukunft

„Der kluge Mann baut vor.“ Dieses sprichwörtlich gebrauchte Zitat stammt aus Friedrich Schillers Drama „Wilhelm Tell“. „Das heißt, jetzt agieren, um später nicht unter Zeitdruck und ungünstigen Bedingungen reagieren zu müssen“. So steht es Ende 2003 in einer gemeinsamen Erklärung der Geschäftsführung und des Betriebsrates von EKO Stahl.

Das Jahr 2003 hat das Unternehmen mit einem Rekordergebnis abgeschlossen. Ein umfassendes Restrukturierungsprogramm unter dem Namen „Zukunfts-Gestaltung EKO“, kurz ZUG, soll nun den Standort und dessen Position auf dem Markt und im Konzern nachhaltig festigen und zukunftsorientiert ausbauen. Es geht darum, alle Bereiche und Prozesse im Unternehmen nach Verbesserungspotentialen zu untersuchen. Schlüssel dafür ist die breite Beteiligung der gesamten Belegschaft, ihr Engagement und Ideenreichtum. Über 18.000 Ideen und Verbesserungsvorschläge werden eingereicht und daraus 2500 Maßnahmen abgeleitet. 2007 findet das ZUG-Programm seinen Abschluss. Insgesamt werden Maßnahmen mit einem Einspareffekt von über 120 Millionen Euro umgesetzt.

Zur sozialen und regionalpolitischen Flankierung des ZUG-Projektes vereinbaren Geschäftsführung und Betriebsrat einen Interessenausgleich und Sozialplan. Ein spezielles Regionalprogramm leitet neue Wege zur Entwicklung der Region und zur Schaffung von neuen Arbeitsplätzen ein. Als erste Schritte werden die Eisenhüttenstädter Dienstleistungsgesellschaft mbH (EDL) gegründet und die Bürgerstiftung Eisenhüttenstadt ins Leben gerufen. In den Folgejahren unterstreicht EKO Stahl mit der Bildung der Stahlstiftung Eisenhüttenstadt, der Kulturclub-Stiftung und der EKO-Stiftung Bildung Ostbrandenburg sein ambitioniertes Ziel, ein attraktiver Arbeitgeber in einer attraktiven Region zu sein.



Brandenburgs Ministerpräsident Matthias Platzeck überreicht am 7. Februar 2004 anlässlich des Eisenhüttenstädter Neujahrsempfanges dem Betriebsratsvorsitzenden Holger Wachsmann die Stiftungsurkunde, die die Gründung der Bürgerstiftung Eisenhüttenstadt offiziell bescheinigt.

Der Literaturpreis der Stahlstiftung

Am 3. November 2005 ist das Friedrich-Wolf-Theater gut gefüllt. Die Stahlstiftung Eisenhüttenstadt hat zur Verleihung eines Stahl-Literaturpreises eingeladen. Erster Preisträger ist Wladimir Kaminer. Der Abend zeigt, dass die Stiftung die richtige Wahl getroffen hat. Der Autor der „Russendisko“ ist nicht nur ein exzellenter Autor, sondern auch ein hervorragender Entertainer. Das Publikum ist begeistert.

Auch der geistige Vater dieses besonderen Literaturpreises ist zufrieden. „Wir wollten etwas machen, das über die Region hinausstrahlt“, erinnert sich Rechtsanwalt und Treuhänder der Stahlstiftung Rolf Henrich. Der belesene Kunstliebhaber ist auch ein ausgezeichneter Kenner der Literaturszene. So sei die Idee für den Preis entstanden. Bei EKO Stahl „fiel das auf fruchtbaren Boden“. Schnell ist man sich im Stiftungsbeirat einig, dass Wladimir Kaminer der erste Preisträger sein wird. In den nachfolgenden Jahren erreicht man nicht immer eine solch rasche Einigung. Jedoch, die Wahl ist stets die Richtige. Die Namen der Preisträger lesen sich wie eine Bestsellerliste deutscher Gegenwartsliteratur: Wladimir Kaminer, Walter Kempowski, Kerstin Hensel, Clemens Meyer, Jenny Erpenbeck, Kathrin Schmidt, Thomas von Steinaecker, Günter de Bruyn, Katja Küchenmeister, Birk Meinhard, Richard Schröder, Thea Dorn, Juli Zeh, Rosemarie Tietze, Jakob Hein.

Der Stahl-Literaturpreis unterscheidet sich von anderen Literaturpreisen, dass er eng mit einem Schülerschreibwettbewerb verknüpft ist. Diese Symbiose ist dem Stiftungsbeirat von Beginn an wichtig. Damit soll bei jungen Menschen die Lust auf Lesen, Bücher und Literatur geweckt, aber auch deren Spaß am Schreiben gefördert werden.

„Ein Stahl-Literaturpreis, das ist weltweit einmalig“, stellt EKO-Arbeitsdirektor Rainer Barcikowski nach der ersten Preisverleihung 2005 fest und ergänzt, „Stahl ist Kunst“. Dementsprechend ist der Preis, den der Preisträger erhält, gegenständlicher Ausdruck dieses Credo: eine massive Skulptur aus Stahl, die die europäische Einigung und den jahrzehntelangen Frieden an der deutsch-polnischen Grenze symbolisiert.

Die Skulptur des Stahl-Literaturpreises im Großformat wurde 2005 von EKO-Auszubildenden und dem polnischen Künstler Janusz Owsiany produziert. Sie stellt die beiden Flüsse Oder und Postobiami an der deutsch-polnischen Grenze dar. Früher trennten Flüsse Städte, Regionen und Länder. Heute verbinden mit der Europäischen Einigung und dem jahrzehntelangen Frieden in der Mitte Europas Flüsse Menschen, Landschaften und Städte.



Der weltgrößte Stahlkonzern entsteht

Am 27. Januar 2006 überrascht der gebürtige Inder Lakshmi Mittal die Stahlwelt mit einer Übernahmeofferte im Wert von 18,6 Milliarden Euro für die in Luxemburg ansässige multinationale Arcelor-Gruppe. Es folgt ein erbitterter Kampf, in der Arcelor zunächst mit allen Mitteln versucht, eine feindliche Übernahme zu verhindern. Zwei Angebote von Mittal werden als zu niedrig zurückgewiesen und einer Fusion mit dem russischen Stahlkocher SeverStal den Vorzug gegeben. Fast fünf Monate dauert der größte Übernahmepoker in der Stahlindustrie. Nach einem neunstündigen Beratungsmarathon akzeptiert der Arcelor-Verwaltungsrat schließlich am 25. Juni 2006 das auf rund 26 Milliarden Euro erhöhte Angebot des Konkurrenten Mittal Steel.

Zum zweiten Mal in seiner Geschichte ist EKO Stahl damit Teil einer spektakulären Fusion. Diesmal wird dem Standort jedoch noch eine besondere Ehre zuteil. Eisenhüttenstadt ist das erste ehemalige Arcelor-Werk in Europa, dass der neue Präsident Lakshmi Mittal besucht. Bei strahlend blauem Himmel landet am 22. September 2006 um 10.30 Uhr auf dem Flugplatz Pohlitz ein Privatjet mit dem neuen Verwaltungsrat des größten Stahlkonzerns der Welt. Die Gäste werden von der Geschäftsführung, dem Betriebsrat und Eisenhüttenstadts Bürgermeister Rainer Werner willkommen geheißen. „Wir sind die Perle, die Sie erworben haben – Ihr Geld ist hier gut angelegt.“ Mit diesen an Lakshmi Mittal gerichteten Worten unterstreicht Rainer Werner seine Hoffnung für eine gute Zukunft des Standortes unter dem Dach von ArcelorMittal.



Am 22. September 2006 besucht der Präsident von ArcelorMittal; Lakshmi Mittal (r.), mit dem Verwaltungsrat des neugegründeten Konzerns EKO Stahl. Geschäftsführer Wim Van Gerven führt die Gäste durch die Verzinkungsanlage.

Weltweite Finanz- und Wirtschaftskrise

Der 15. September 2008 geht als „Schwarzer Montag“ in die Geschichte ein. In New York, der Welthauptstadt der Finanzen, ist eine renommierte Bank bankrott. Mit dem Zusammenbruch der US-Investmentbank Lehman Brothers erreicht die Finanzkrise ihren Höhepunkt. Doch dabei bleibt es nicht: Bereits Ende des Jahres wird klar, dass neben den USA auch Deutschland und viele andere Industriestaaten in eine wirtschaftliche Rezession rutschen, die bis dahin größte nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Stahlbranche wird von der Wirtschaftskrise besonders heftig erfasst. Der weltweite Stahlmarkt bricht praktisch über Nacht ein. Bei ArcelorMittal Eisenhüttenstadt führt dies, wie in allen Stahlstandorten, zu einem massiven Produktions- und Absatzrückgang. Die Rohstahlproduktion muss im ersten Halbjahr 2009 im Vergleich zum Vorjahrszeitraum um 53 % gesenkt werden. Der Flachstahlabsatz reduziert sich um 29 %. Der Hochofen I wird nicht wieder in Betrieb genommen, der Bau der dritten Verzinkungsanlage gestoppt.

Das Unternehmen reagiert sehr schnell auf diese außergewöhnliche Situation. Bereits im November 2008 werden Maßnahmen zur Flexibilisierung und Krisenbewältigung eingeleitet. Dazu gehören die Anpassung der Beschäftigung an die geringere Auslastung der Produktion, eine strikte Ausgabenkontrolle sowie ein Programm zur Senkung der Fixkosten. Die gesetzlichen Regelungen zur Gewährung von Kurzarbeitergeld werden konsequent angewendet, um die Belegschaft vor Kündigungen zu bewahren.



Am 19. Juni 2008 wird mit der Inbetriebnahme der Kopplung Beize und Quarto-Tandem, kurz: AMEKO, eine wesentliche Grundlage für die weitere Entwicklung des Kaltwalzwerkes gelegt.

Trotz der Krisensituation wird sich an der Gesamtstrategie für ArcelorMittal Eisenhüttenstadt nichts ändern, blickt der Vorsitzende der Geschäftsführung Frank Schulz in diesen Tagen optimistisch in die Zukunft. „EKO ist stets gestärkt aus Krisen hervorgegangen – so wollen wir es auch dieses Mal halten.“

HERAUSFORDERUNGEN FÜR DIE ZUKUNFT (2010 - 2020)

Am Beginn des neuen Jahrzehnts sind die Folgen der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise noch immer zu spüren und die Krise der Euro-Länder schließt sich an. Auch die europäische Stahlbranche gerät in eine schwere Rezession. Es dauert fast ein Jahrzehnt, bis sie sich davon erholt. Geprägt wird diese Dekade darüber hinaus von einer Energiewende, die die Stahlindustrie durch den Emissionsrechtehandel in ihrer Existenz bedroht, einem globalen Stahlmarkt, der durch Billigstahl und Protektionismus aus dem Gleichgewicht gerät, und einer Pandemie mit bis dahin nicht gekanntem Ausmaß und unbekannten Folgen für die gesamte Welt.

In diesem turbulenten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umfeld muss sich ArcelorMittal Eisenhüttenstadt behaupten. Unter dem Dach einer starken Konzerngruppe gelingt das. Jahrelange Erfahrung und die ständige Suche nach innovativen Lösungen machen das Unternehmen zu einem modernen Kompetenzzentrum für die Produktion und Verarbeitung von Blechen und Bändern aus Stahl. Qualitätsprodukte aus Eisenhüttenstadt repräsentieren höchsten technischen Standard und haben bei Kunden einen hervorragenden Ruf.

ArcelorMittal Eisenhüttenstadt, das ist heute nicht nur das Herz einer entwicklungsfähigen Industrieregion im Osten Brandenburgs. Es ist ein wichtiger Standort des weltgrößten Stahlherstellers. ArcelorMittal Eisenhüttenstadt steht für umweltschonende, sichere und energieeffiziente Stahlerzeugung. Das Unternehmen setzt alles daran, dass auch in Zukunft Stahl in Eisenhüttenstadt erzeugt werden kann. Mit Hochdruck wird an Lösungen für eine klimaneutrale Stahlproduktion gearbeitet, so dass auch die nächste Transformation des Standorts gelingt.

2012

An der ersten „Nacht der Ausbildung“ nehmen über 700 junge Besucher teil und informieren sich über Ausbildung, Studium und Karrieren bei ArcelorMittal Eisenhüttenstadt.

2013

Erstmals in der Unternehmensgeschichte ereignet sich während eines gesamten Kalenderjahres kein Arbeitsunfall mit Arbeitszeitausfall. Dies ist auch Resultat der konsequenten Umsetzung der ArcelorMittal-Sicherheitsstandards am Standort.

2016

Gemeinsam mit Kollegen aus ganz Deutschland fordern Stahlarbeiter aus Eisenhüttenstadt in Brüssel und Berlin den Erhalt einer wettbewerbsfähigen Stahlindustrie in Europa.

2017

Die Strategie, den Standort durch einen Mix mit einem hohen Anteil an höherwertigen Flachstahlprodukten voll auszulasten, zeigt Erfolg. Mit 1,8 Millionen Tonnen wird der höchste Flachstahlversand der Unternehmensgeschichte erreicht.

2019

Im Rahmen einer Umstrukturierung der Flachstahlorganisation von ArcelorMittal Europa bilden die Standorte in Bremen und Eisenhüttenstadt die Länderstruktur Deutschland. Ziel ist es, die Produktionsstandorte zu stärken, Entscheidungswege zu verkürzen sowie Zukunftsherausforderungen, wie die CO₂-Reduktion, gemeinsam zu meistern.

Nacht der Ausbildung

„Fachkräfte stehen nicht in beliebiger Zahl und zu fast jedem (auch geringen) Preis zur Verfügung. Sie sind kein jederzeit verfügbares, kein quasi freies Gut und sie fallen bei Bedarf auch nicht einfach vom Himmel oder lassen sich von Bäumen pflücken.“ Anlässlich des 60-jährigen Jubiläums der Berufsausbildung bei EKO 2012 erinnert der Arbeitsdirektor von ArcelorMittal Eisenhüttenstadt, Joachim Niebur, daran, dass Ausbildung ein wichtiger Grundpfeiler einer erfolgreichen Unternehmenspolitik ist. *„Wer ausbildet, sichert die Zukunft.“* Deshalb muss ein Unternehmen immer wieder neue Wege finden, um für junge Menschen attraktiv zu sein.

Bei ArcelorMittal Eisenhüttenstadt ist man sich einig, man braucht neue Ideen, um Jugendliche aus der Region für eine Karriere im Unternehmen zu begeistern. Nach zahlreichen Diskussionsrunden und einem Besuch beim PCK Schwedt ist ein solches Format gefunden. Am 21. September 2012 findet die erste „Nacht der Ausbildung“ im Berufsbildungszentrum (BBZ) statt. Diese Veranstaltung am Freitagabend bietet Jugendlichen die Gelegenheit, nicht wie bisher im Klassenverbund, sondern allein, mit Freunden oder der Familie ihren künftigen Beruf kennenzulernen. Außerdem ist diese Ausbildungsnacht keine reine Informations-, sondern eine Mitmachveranstaltung. Zwei Dinge sind den Machern von Anfang an wichtig: Jeder Besucher hat die Möglichkeit, sich in den Ausbildungswerkstätten auszuprobieren und eine Kleinigkeit zum Mitnehmen selbst herzustellen. Außerdem werden die Auszubildenden des BBZ von der Ideenfindung, über die Organisation bis hin zur Besucherbetreuung aktiv in die Nacht der Ausbildung einbezogen. Die Nacht der Ausbildung wird zum Erfolgsmodell.



Die Nacht der Ausbildung wird nach 2012 zu einem festen Termin für junge Menschen der Region, die sich über die Karrieremöglichkeiten bei ArcelorMittal Eisenhüttenstadt informieren wollen.

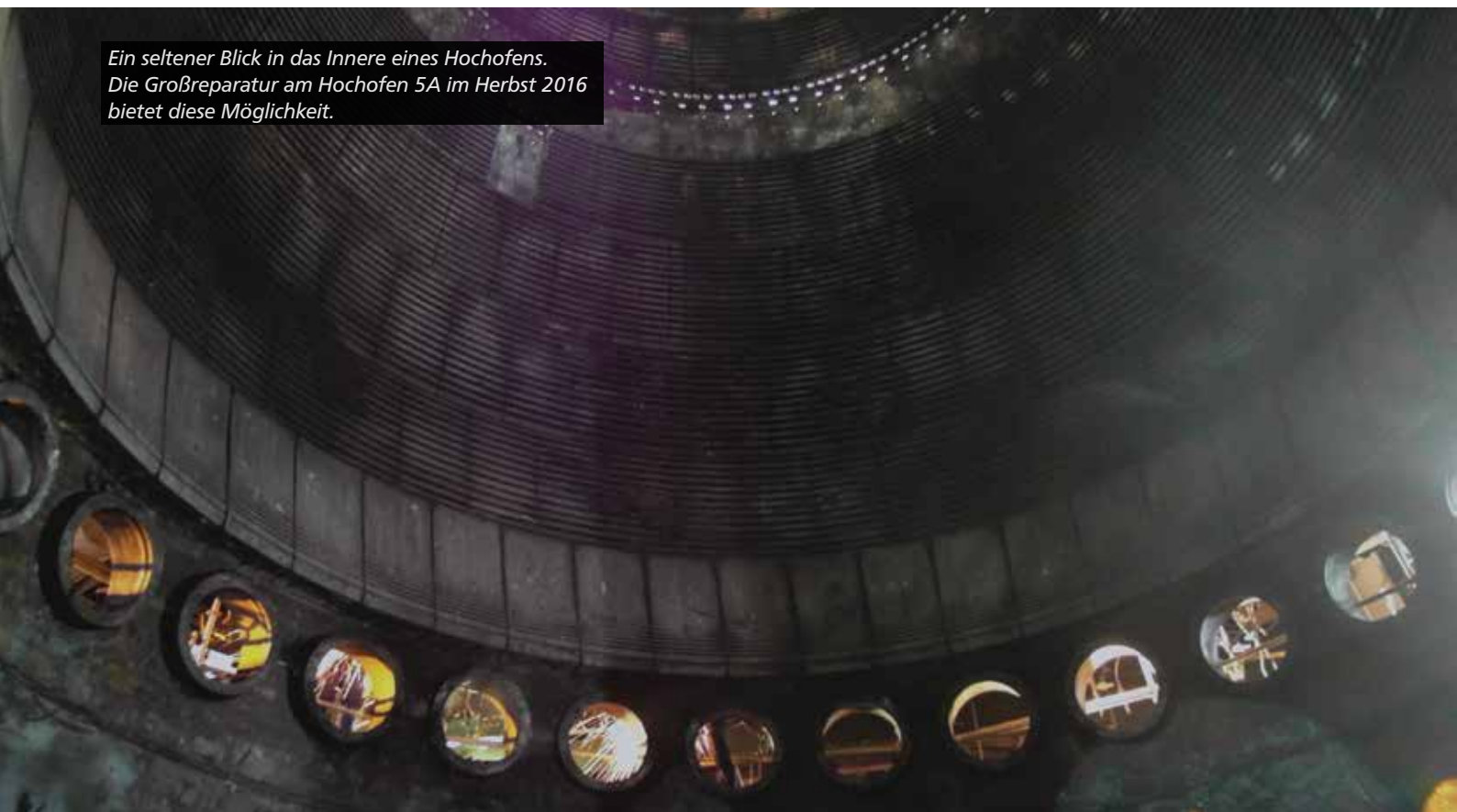
Großreparatur mit Hindernissen

„Nach der Ofeninspektion musste ein hoher Verschleißzustand der Kühlplatten Reihe 1 festgestellt werden. ... Ad hoc wurde durch die Geschäftsführung entschieden, die Kühlplatten der Reihe 1 neu zu fertigen und in diesem Stillstand einzubauen.“ Am 10. November 2016 wird die Belegschaft von ArcelorMittal Eisenhüttenstadt in einem EKOexpress über die brisante Situation bei der Zwischenreparatur am Hochofen 5A informiert.

Seit Jahresbeginn laufen im gesamten Unternehmen umfangreiche Modernisierungs- und Instandhaltungsmaßnahmen. An der Verzinkungsanlage 1 wird der Umbau des Vorwärmofens abgeschlossen. Parallel dazu werden die Antriebe im Einlaufbereich modernisiert und der Zinkpott neuzugestellt. Um die Kapazität und den Umweltschutz des Hubbalkenofens im Warmwalzwerk zu erhöhen, erhält er neue energieeffizientere Regenerativbrenner.

Im Herbst starten zwei geplante Großreparaturen in der Flüssiglinie, die Neuzustellung des Hochofens 5A und der Austausch eines neuen Abhitzeessels für den Konverter 1 im Stahlwerk. Während die Installation des neuen Kessels planmäßig verläuft, kommt es bei der Hochofenzustellung zu unvorhersehbaren Problemen, die zu einer Verlängerung des Reparaturzeitraumes führen. Nach dem kurzfristig 42 Kühlplatten der Ringlage 1 ausgetauscht werden müssen, wird beim anschließenden Hinterfüllen der Kühlelemente mit Feuerfestmaterial der untere Teil einer Kühlplatte abgerissen. In der Folge sind mehrere Platten verbogen. Nach eingehender Analyse der Schäden und unter Abwägung aller Risiken und Möglichkeiten wird entschieden, nicht die komplette Reihe 1 zu demontieren, sondern den Hochofen nach Abschluss der noch ausstehenden Arbeiten anzufahren. In der Nacht vom 8. zum 9. Dezember 2016 wird der Hochofen 5A wieder angeblasen. Es ist eine richtige Entscheidung. Im April 2017 erzielt der Hochofen mit einer Tagesleistung von 6000 Tonnen Roheisen einen neuen Rekord.

Ein seltener Blick in das Innere eines Hochofens.
Die Großreparatur am Hochofen 5A im Herbst 2016
bietet diese Möglichkeit.



Drehort Hochofen I

Kurz vor dem Ende seiner letzten Ofenreise erlebt der Hochofen I 2017 noch einmal einen besonderen Höhepunkt. Er ist Drehort für den Kinofilm „Das schweigende Klassenzimmer“. In einer Vorberatung zu den Dreharbeiten stimmt Hochofenchef Jörg Richter noch einmal detailliert alle wesentlichen Punkte für den Aufenthalt auf der Ofenbühne mit dem Filmteam ab. Insbesondere die Einhaltung der Sicherheit bereitet ihm Kopfzerbrechen. Der Film spielt im Jahr 1956 und beim Hochofenabstich müssen die Arbeitsbedingungen von damals so authentisch wie möglich simuliert werden. Als Erstes lehnt er ab, dass für den Dreh des Hochofenabstiches nur Schauspieler eingesetzt werden. Kurzerhand werden erfahrene Hochöfner zu Statisten. Nur sie und die beiden Hauptdarsteller dürfen an die Rinne. Am Ende der Besprechung ringt er dem Regisseur Lars Kraume das Versprechen ab, auf der Ofenbühne habe nur er das Sagen, seinen Anweisungen ist Folge zu leisten.

Schauspieler Ronald Zehrfeld bei den Dreharbeiten zum Film „Das schweigende Klassenzimmer“ auf der Hochofenbühne bei ArcelorMittal Eisenhüttenstadt. Das packende Zeitgeschichtsdrama feiert im Februar 2019 auf der Berlinale seine Weltpremiere.



Als am 11. März 2017 die Dreharbeiten beginnen, ist die Ofenbühne zunächst voll mit Menschen. Alle aus der Filmcrew möchten diesen außergewöhnlichen Drehort selbst in Augenschein nehmen und ein Selfie als Erinnerung schießen. Nach kurzer Absprache mit dem Regisseur müssen alle die Bühne verlassen, die nicht unmittelbar gebraucht werden. Gegen 18 Uhr beginnen die Dreharbeiten. Der Hochofen befindet sich im normalen Produktionsbetrieb, das heißt, im vorgegebenen Drehplan hat das Filmteam nur maximal drei Abstiche Zeit. Beim ersten Abstich werden alle Szenen akribisch geplant, Einstellungen vorbereitet sowie die Technik vorbereitet. Außerdem haben die Schauspieler Gelegenheit, die ungewohnten Handgriffe zu erlernen. Noch steht die reguläre Hochofenmannschaft in der vorgeschriebenen Schutzbekleidung an der Rinne. Beim zweiten Abstich macht sie ihren Kollegen mit Filzhut, Lederschürze und Holzpantinen Platz. Der zweite Abstich beginnt, nun muss alles funktionieren. Nach etwa einer Stunde sind die wichtigsten Szenen im Kasten. Der Rest wird während des dritten Abstiches gedreht. Hochofenchef Richter beobachtet jeder Bewegung auf der Ofenbühne. Alles läuft und er braucht nicht einzugreifen. Am Ende der Dreharbeiten steht Schauspieler Ronald Zehrfeld verschwitzt und erschöpft bei den Hochöfnern und fragt in die Runde „und das macht ihr jeden Tag?“

Sorge um den Standort Eisenhüttenstadt

Das Zelt an der Werkstraße reicht nicht aus. Tausende Beschäftigte von ArcelorMittal Eisenhüttenstadt sind am 22. März 2019 zur außerordentlichen Betriebsversammlung gekommen. Sie treibt die Sorge um ihren Stahlstandort. Anlass sind Strukturveränderungen im Flachstahlsektor von ArcelorMittal. Geplant ist, in Europa die bisherige Managementstruktur der vier europäischen Regionen durch sechs Ländercluster zu ersetzen, eines davon in Deutschland mit den Standorten in Eisenhüttenstadt und Bremen. Der Vorstandschef von ArcelorMittal Bremen, Reiner Blaschek, soll zukünftig auch den Standort in Eisenhüttenstadt leiten. Gewerkschaft und Betriebsrat befürchten eine Verschmelzung auf Kosten des kleineren Standortes und für Eisenhüttenstadt „ein Sterben auf Raten“. Vor allem kritisieren sie, dass sich ArcelorMittal nicht an die Regeln der Montanmitbestimmung in Deutschland hält. Brandenburgs Ministerpräsident Dietmar Woidke, der an der Betriebsversammlung teilnimmt, sagt die Unterstützung der Landesregierung zu: „In Eisenhüttenstadt schlägt das stählerne Herz Ostbrandenburgs. Wir werden alles tun, dass dieses Herz weiterschlägt“.

In einer Stellungnahme des Konzerns heißt es: „ArcelorMittal Eisenhüttenstadt ist ein wichtiger Teil der Flachstahlsparte im Konzern – und dies wird auch in Zukunft so bleiben.“ Es seien keine Schließungen von Produktionsbereichen geplant. „Der Stahlstandort Eisenhüttenstadt ist nicht gefährdet. Ich sehe diese Strukturänderung nicht als lebensbedrohend“, beruhigt der scheidende Vorsitzende der Geschäftsführung, Pierre Jacobs. Im Gegenteil, „Ziel der Clusterstruktur ist, die lokalen Standorte zu stärken, um besser auf politische und wirtschaftliche Rahmenbedingungen reagieren zu können“, bekräftigt wenig später der neue Chef der beiden Flachstahlstandorte in Deutschland, Reiner Blaschek.



Ministerpräsident Dietmar Woidke (2.v.r.) während seines Besuchs am 16. Juni 2020 bei ArcelorMittal Eisenhüttenstadt mit Arbeitsdirektor Michael Bach, Betriebsratsvorsitzenden Dirk Vogeler und dem Vorsitzenden der Geschäftsführung, Reiner Blaschek (v.l.n.r.).

